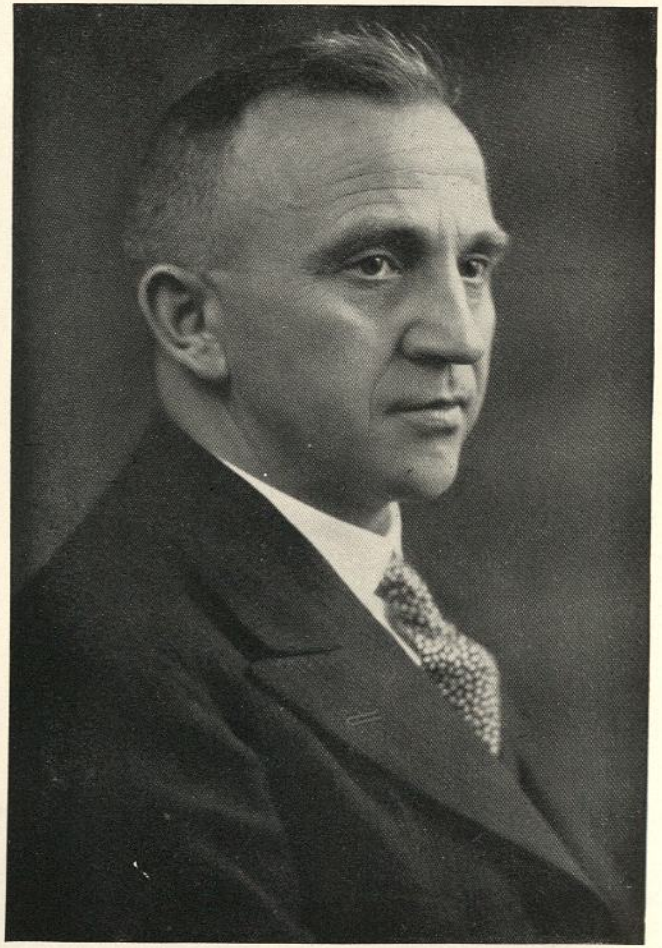
ADOLF TREITZ

DIE VERGESSENEN



Adolf Treitz

Die Vergessenen

Von

Adolf Treitz

1933

Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H., München

Alle Rechte vorbehalten, einschließlich Übersetzungsrechte
Copyright by Knorr & Hirth GmbH. / München 1933
Druck, Klischee- und Bindearbeiten von Knorr & Hirth GmbH.,
München

In die Ebene nördlich des Toten Meeres ragt als letzter Ausläufer des Gebirges ein niedriger Kegelberg, der Tel Iktana. Diesen Berg besetze ich am 18. September 1918 mit 3 Unteroffizieren und 24 Mann. Wir sind der äußerste linke Flügel der Palästinaarmee, die sich vom Meere her an Jericho vorbeizieht. Überläufer haben gemeldet, der Engländer wolle am nächsten Morgen angreifen.

Über uns wölbt sich der tropische Sternenhimmel. Friedlich leuchtet der Mond auf die Ebene und erleichtert den Posten das Beobachten nach dem Feinde. Die Ruhe der Nacht und das Bewußtsein, auf weltgeschichtlichem Boden zu stehen, läßt meine Gedanken zurückschweifen in jene Zeit, in der unser Heiland segnend durch dieses Land wandelte. Es stört mich nicht, daß ringsum die Schakale heulen und die Hyänen wimmern, die auf ihrem nächtlichen Raubzug sich bis dicht in unsere Nähe wagen. Auch stört es mich nicht, daß drüben im Gebirge, jenseits des Jordans die berstenden Schrapnells aufblitzen. Als alter Krieger bin ich es gewöhnt; das gehört eben zum Krieg wie der Braten zum Festessen.

Wie ich, ganz in meinen Gedanken versunken, den Blick rein mechanisch nach dem Gebirge richte, muß ich auf einmal erkennen, daß das ununterbrochene Aufblitzen und das anhaltende dumpfe Grollen der Geschütze mehr bedeutet als eine gewöhnliche Schießerei. Das ist ja Trommelfeuer. Dann wird's hier bei uns wohl auch bald losgehen.

Vor mir werden in der Dunkelheit Hacken zusammengeschlagen.

„Herr Leutnant, im Westjordanland heftiges Artilleriefeuer. Soll ich die Leute alarmieren?" Es ist die Stimme des Sergeanten von Rüden.

„Lassen Sie zunächst die Hälfte der Leute auf Posten ziehen, die übrigen aber halten sich in erhöhter Alarmbereitschaft. Umgeschnallt und Gewehr im Arm können sie ruhen."

„Zu Befehl, Herr Leutnant."

Sofort wird's lebendig im Graben. Als ich nach kurzer Zeit durch den Graben gehe, stehen alle Mann an der Brustwehr, das Gewehr schußbereit auf der Deckung.

„Was soll denn das heißen? Ich habe doch befohlen, daß nur die halbe Besatzung auf Posten geht und nicht alle."

Ein Vollmondgesicht dreht sich nach mir um. „Herr Leutnant, bei diesem schönen Feuerwerk da drüben können wir nicht schlafen. Da wollen wir halt lieber alle aufpassen. Die Engländer haben so schöne Pferde, und dem Herrn Leutnant sein Gaul ist nicht mehr viele. Da hab ich gedacht, ich schieß einen Engländer ab, die andern können den Gaul einfangen. Ich werde die Kimme schon richtig ins Korn nehmen."

„Nanu, Bartsch, seit wann sind Sie denn so redselig geworden?"

Bartsch hat sein Gesicht wieder dem Feind zugewandt. „Herr Leutnant, es heißt doch, wenn der Mund voll ist, läuft das Herz über."

Ein unterdrücktes Kichern bei den Nächststehenden.

„Bei Ihnen mag's stimmen, mein Lieber, lassen Sie ihr Herz mal ruhig überlaufen!"

Es fällt mir schwer, ernst zu bleiben. Bartsch merkt, daß er mal wieder was verkehrt gemacht hat und bekommt einen roten Kopf. Mit der Rechten umfaßt er den Gewehrkolben, mit dem linken Handrücken macht er einen strammen Durchzieher unter der Nase, ein Zeichen, daß die Sache für ihn erledigt ist.

„Also Jungens, paßt scharf auf und macht eure Sache gut, wenn der Feind kommt!"

„Jawohl, Herr Leutnant", schallt's freudig im Chor.

„Du Bartsch, bist doch ein Prachtkerl, wenn du auch sonst ein dämliches Luder bist. Dem Leutnant hat's Spaß gemacht, und wenn wir morgen von ihm keine Zigaretten bekommen, freß ich 'nen Besen." Ich soll's nicht hören, hab's aber doch vernommen.

„Laß mich in Ruhe", brummt Bartsch zurück. Er weiß nicht, wie er das Kompliment seines Nachbars auffassen soll.

Wie gut meine Leute mich kennen. Ja, eure Zigaretten sollt ihr haben, ihr braven Kerle. Ich bin stolz auf meine tapferen, biederen Ostpreußen.

Still ist's wieder im Graben geworden. 28 Augenpaare spähen in die Nacht. Mit dem Fernglas beobachte ich das Trommelfeuer im Gebirge.

Was ist denn das? Der Feind verlegt sein Feuer weiter vor. Donnerwetter nochmal, die Türken werden doch nicht zurückgehen?

Langsam kommt von Osten der neue Tag, erst fahl, dann immer heller. Und urplötzlich bricht die Sonne hinter dem Nebo hervor, groß und hell. Sie läßt sofort ihre sengenden Strahlen auf die weite Ebene fallen.

Ringsum Totenstille. Das Artilleriefeuer im Gebirge ist verstummt. In dieser Stunde ist drüben der Würfel bereits gefallen zu unseren Ungunsten. Die völlig erschöpften und entkräfteten türkischen Streitkräfte haben unter dem zermürbenden Trommelfeuer ihre Nerven verloren und ergreifen beim ersten Ansturm die Flucht. Unaufhaltsam dringt der Feind im Küstenabschnitt weiter nach Norden vor und kommt an diesem Tage bis Nazareth. So ist er uns 90 km im Rücken. Noch wissen wir nicht, daß wir in größter Gefahr sind, abgeschnitten zu werden.

Zur selben Zeit naht vom Hedschas her der Scherif Faisal mit seinen Araberhorden, mit denen er die Hedschasbahn nördlich und südlich von Dera an verschiedenen Stellen zerstört.

Nicht ahnend, daß wir bereits auf verlorenem Posten stehen, warten wir immer noch auf den feindlichen Angriff in unserem Abschnitt. Die Natur atmet Ruhe. In der großen Ebene liegen Menschen einander gegenüber, die sich zum Entscheidungskampf ausruhen. Dort schimmert das Tote Meer in trostloser Einsamkeit und Verlassenheit. So hat es vor tausenden von Jahren gelegen, als die Israeliten nach ihrem Auszug aus Ägypten Besitz von ihm ergriffen. Hier in dieser Ebene schlugen sie ihre Zelte auf. Auf dem Nebo, nahe zu meiner Linken, stand Moses und schaute zum letzten Male

ins Gelobte Land, das er nicht betreten sollte. Hinter Jericho mit seinen armseligen Hütten zieht sich die Straße durchs Gebirge nach Jerusalem. Fern, aber deutlich sichtbar überragt der Ölberg mit der Erlöserkirche die hl. Stadt. Noch ehe die Sonne heute hinter den Bergen Judäas und Galiläas verschwindet, werden wir für immer diese historische Stätte verlassen und einem unbekannten Schicksal entgegengehen.

Vorläufig sind wir frohen Muts in Erwartung des feindlichen Angriffs. Der ist nicht mehr nötig, da wir ja schon so gut wie sicher in der Falle sitzen. Um uns festzuhalten und um so leichter abzuschnappen, täuscht man einen Angriff vor.

Zwei Reiter nähern sich unserm Berg. Bartsch fiebert. Der rechte Zeigefinger liegt am Abzug. — — — Ein Schuß zerreißt die morgendliche Stille. Vom Pferde stürzt einer der Reiter. Der andere wendet schnell sein Pferd und flieht nach dem Jordan, hinter ihm her der herrenlose Gaul. Bartsch macht langsam den Finger lang, das Auge auf und — — — den Mund. Sein Gesicht wird krebsrot. Daß der Gaul kehrt macht, hat er nicht erwartet. „Dämliches Luder" ist alles, was er herausbringt.

Vier Türken kommen von irgendwoher und laufen nach dem gefallenen Reiter hin. In dem hohen Riedgras sind sie meinen Blicken bald entschwunden. Sie sind nicht mehr zurückgekehrt.

Dichte Staubwolken vom Jordan her nehmen unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Acht feindliche Schwadronen sprengen heran. Wir sind zu ihrem Empfang bereit.

Die Entfernung beträgt immerhin noch 3 km. Jetzt schwenken sie im rechten Winkel und galoppieren nordwärts am Jordan entlang. Wieder eine Enttäuschung für Bartsch. Schade, daß wir sie bei der großen Entfernung nicht mit unserem wohlgezielten Flankenfeuer fassen können. Vergebens warten wir auf den Angriff.

Dafür kommt am Nachmittag der Rückzugsbefehl. Unser Leidensweg beginnt. Auf schlechten, engen Gebirgspfaden marschieren wir die ganze Nacht hindurch. Die Hauptstraße ist von zurückflutenden türkischen Kolonnen gesperrt. In Gewaltmärschen geht's nordwärts zurück. Der Zerkafluß muß erreicht werden, ehe der Feind ihn besetzt.

Die ersten Tage bleiben wir vom Feinde unbelästigt, da wir Gebirgspfade benutzen. Allerdings müssen wir oft Deckung nehmen vor feindlichen Fliegergeschwadern, die den Truppen auf der Hauptstraße arg zusetzen und ihnen empfindliche Verluste beibringen. Deutlich hören wir die fortwährenden Detonationen der aufschlagenden Bomben.

In Dscherasch, einem Tscherkessendorf, ein Tag Ruhepause. Bei den freundlichen Dorfbewohnern können wir uns Lebensmittel kaufen. Auf einer Wiese unter schattigen Bäumen lagere ich mit meinen Leuten. Ins weiche Gras habe ich mich zur Nachtruhe hingestreckt. Die Mannschaften liegen in Gruppen. Ein Teil schläft schon, andere sitzen am Boden und rauchen. Glühende Pünktchen leuchten auf, so oft die Raucher einen tiefen Zug machen. Man plaudert von der Heimat. Einer singt: „Im schönsten Wiesengrunde", die

anderen singen mit. Gedämpft dringt der Gesang an mein Ohr. Nun ist sie da, die Weihestunde des deutschen Soldaten, wie ich sie Tag für Tag erlebte am Jordan.

Verklungen sind die Weisen. Die Hände unterm Kopf liege ich auf dem Rücken und schaue zu den Sternen empor. Langsam gleiten meine suchenden Augen in jene Richtung, in der Deutschland liegt. Ich weiß, was jetzt kommen wird, und warte drauf. Ganz leise, wie ein Gebet, tönt's an mein Ohr: „Teure Heimat, sei gegrüßt, in der Ferne sei gegrüßt."

Bald werden sie einschlafen und im Traume in den heimatlichen Gefilden wandeln. Nicht stören wird sie das unsympathische Heulen der Schakale.

Aus meinen träumerischen Gedanken weckt mich eine weiche, wohlklingende Baritonstimme:

„Im Feldquartier, auf hartem Stein
Streck ich die müden Glieder
Und sende in die Nacht hinein
Der Liebsten meine Lieder."

Zum ersten Male höre ich dies Lied auf diesem Kriegsschauplatz. Niemand regt sich. Ohne es zu sehen, weiß ich, daß die anderen auf dem Rücken liegen und nach den Sternen schauen.

„Und streckt mich eine Kugel tot,
Kann ich nicht heimwärts wandern,
So wein dir nicht die Äuglein rot,
Nimm dir halt einen andern."

„Nimm dir 'nen Burschen schlank und fein,
Annemarie,
Es muß ja nicht grad einer sein
Von meiner Kompanie."

Das war Lisseks Stimme. Ob's eine Todesahnung war? Klang nicht im Unterton dieser Stimme das Heimweh? Wie vielgestaltig mag sich in die Soldatenherzen soeben das Heimweh eingeschlichen haben. Denn ohne Eindruck sind diese einfachen Worte in ihrer schlichten Weise nicht geblieben. Außer einigem Räuspern und Schneuzen höre ich nichts.

Doch. Ganz leise vernehm ich neben mir ein unterdrücktes Schluchzen. Ich schnelle empor und sehe, wie Musketier Steinke das Gesicht ins Gras drückt. Ein Zittern geht durch seinen Körper. Ich beuge mich über ihn. Meine Hand streichelt seinen blonden Lockenkopf. Das wird seinen Tränenstrom zuerst versiegen lassen. — — — — Langsam beruhigt er sich, wendet sein Gesicht und — — — erkennt mich. Er schämt sich.

Schon liege ich wieder auf dem Rücken. Meine Augen sind weit geöffnet und starren nach den Sternen. Das Hervorquellen der aufsteigenden Tränen wird so am besten verhindert, wenn auch ein feuchter Schleier den Blick trübt.

— — — — — — — — — —

Meine Stimme habe ich wieder in der Gewalt.

— — — — — — — — — —

„Mein Junge, was drückt dich?"

„Herr Leutnant, das Lied."

„Hm — — hast Du Liebeskummer?"

„Nein, nein, dazu bin ich noch zu jung."

„Wie alt?"

„21 Jahre. — — Mutter! — — Mutter! — —
— — — — — — — — — —"

„Drei Brüder sind gefallen. Ich allein bin noch übrig, aber nicht mehr lange. — — — Auch ich werde fallen."

„Das wolle Gott verhüten. Für dich wird der Krieg bald aus sein. Man hat dich reklamiert. Das Gesuch ist genehmigt. Wenn diese Schweinerei nicht passiert wäre, könntest du jetzt auf der Heimreise sein. Sobald wir nach Damaskus kommen, kannst du zu deiner Mutter fahren und bei ihr bleiben."

„Zu spät, Herr Leutnant. Meine Mutter werde ich nicht mehr sehen. Wie vorhin Unteroffizier Lissek sang: ‚Und streckt mich eine Kugel tot', da gab's mir einen Stich ins Herz. Ich habe die Kugel richtig gespürt."

Was soll ich ihm sagen? Nur zu oft habe ich in diesem Kriege es erlebt, daß Leute ihren Tod vorausahnten. Mit ruhiger, gefaßter Stimme spricht Steinke weiter.

„Herr Leutnant, ich bin nicht feige, fürchte nicht den Tod. Nur der Gedanke an meine arme, alte Mutter, die ohne Ernährer sein wird, macht mir das Herz so schwer."

„Hör mal! Bis hierhin sind wir gut durchgekommen, hoffentlich haben wir weiter Glück. Merk dir eins: Unter keinen Umständen auf dem Marsche abhängen. Du weißt

ja, die Beduinen umschwärmen uns wie die Geier und fallen über jeden her, der zurückbleibt. Wenn du merkst, daß es nicht mehr gehen will, sagst du mir's, dann gebe ich dir mein Pferd. Und nun schlafe ruhig und denke ein wenig an unsern Herrgott, er wird dir schon helfen."

„Jawohl, Herr Leutnant."

Lange kann ich keinen Schlaf finden. Ich sehe ein altes, abgehärmtes Mütterchen in einer kleinen Stube sitzen. Vor ihm auf dem Tische stehen die Bilder der vier Söhne. Der Blick haftet auf dem Bilde des noch Lebenden. Die gefalteten Hände ruhen im Schoße, die Lippen bewegen sich leise.

*

Nach sechs Tagen beginnen die Folgen der Strapazen und Entbehrungen sich auszuwirken. Die Füße werden wund. Viele sind infolge von Darmkrankheiten vollständig entkräftet. Der Hunger läßt sich noch ertragen, aber der Durst. Konnten wir bis dahin aus Gebirgsbächen unsern Wasservorrat ergänzen, so hat dies in der Steinwüste ganz aufgehört. Was sind zwei Feldflaschen voll Wasser für einen 15 stündigen Marsch? Lange wehrt man sich gegen den ersten Schluck. Hat man aber einmal getrunken, dann gibt es kein Aufhalten mehr. Immer wieder wird die Feldflasche angesetzt, bis der letzte Tropfen geleert ist. Dann, ja dann kommt die stundenlange Qual. Mancher bricht vor Durst zusammen. Mag es auch sein Untergang sein, ihm ist es einerlei, der Durst macht apathisch. So gut es geht, werden die Kranken und Geschwächten auf den Pferden mitgenommen, auch die Offiziere geben ihre Pferde dazu her.

Häufiger als sonst wird Rast gemacht und auf die Nachzügler gewartet. Erbarmungswürdig sehen diese aus. Rein nichts mehr als das nackte Leben haben diese menschlichen Hyänen ihnen gelassen. Vollständig nackt schleppen sie sich dahin. Sie können noch von Glück sagen, daß man ihnen das Leben gelassen hat, daß man sie nicht erschlagen hat. Den Beweis hierfür haben wir ständig vor Augen. Rechts und links des Weges liegen haufenweise nackte Leichen, die zum Teil schrecklich verstümmelt sind. Wie viele unserer Braven mögen so in der Steinwüste ums Leben gekommen sein. In der Nacht fällt es nicht auf, wenn einer zurückbleibt, dazu sind wir zu abgestumpft und haben Mühe genug, uns selbst weiterzuschleppen.

Unter manchen Irrungen haben wir die Straße nach Damaskus erreicht. Am 10. Tage in der Frühe kommen wir an die Bahnlinie Dera-Damaskus. Bei dem Ort Kiswe bietet eine schattige Mandelplantage Schutz gegen Sonnenhitze und feindliche Beobachtung. Ein paar Stunden Ruhe wird uns gut tun, denn 15 Stunden Marsch liegen hinter uns. Gegen Abend hoffen wir in Damaskus zu sein, von dem uns nur noch ein Berg trennt.

Vom nahen Bach wird Wasser herbeigeschleppt. Ah, wie das schmeckt, wie die schwachen Lebensgeister wieder erwachen. Vorbei ist die Stumpfheit. Neues Leben, neues Hoffen macht uns froh und zuversichtlich. Noch diesen

Abend wird alle Qual ein Ende haben. Nach einer Viertelstunde schläft alles außer den Posten und den Köchen, die endlich wieder ein warmes Essen zubereiten können.

An einem Baumstamm habe ich ein lauschiges Plätzchen gefunden. Meine Füße brennen in den neuen Schnürschuhen, die mir in der Nacht ein Musketier gegeben hat, da an meinem Stiefel der Absatz abgebrochen war. Schnell die Schuhe aus. Ich will noch ein paar kurze Notizen in mein Tagebuch machen und dann einen gesunden Schlaf tun. Mitten im Schreiben entfallen mir Tagebuch und Bleistift, fort bin ich und schlafe fest.

Ganz unsanft werde ich aus dem Schlafe geweckt. Noch halbtrunken vom Schlaf sehe ich, wie die Leute eiligst ihre Sachen zusammenpacken und nach dem Gewehr greifen. Durchs Lager erschallt der Ruf: „Englische Kavallerie ist im Anmarsch und will uns den Weg nach Damaskus versperren." Wie ein geölter Blitz bin ich hoch und in den Stiefeln. Eine Ordonnanz ruft mich zum Bataillon. Befehl: sofort mit einem Zug und 2 leichten Maschinen-Gewehren nach Norden zu ausschwärmen und gegen den Feind vorgehen.

Das Essen ist gerade fertig. Zum Verteilen kommt es nicht. Die Kochkisten werden fest verschlossen und auf die Tragtiere verpackt. Mit knurrendem Magen gehe ich mit meinem Zug vor und schwärme aus. Hinter mir folgt schon die erste Welle.

Der Feind hat es vorgezogen, sich wieder zurückzuziehen.

Ich kann noch sehen, wie einige Patrouillen sich nach Westen entfernen.

Das wäre mal wieder gut gegangen. Mit der Spitze lasse ich mich vom Bataillon aufnehmen. Jetzt gilt's, möglichst schnell nach Damaskus zu kommen, ehe der Feind Besitz von ihm ergriffen hat.

Ein Bach muß durchwatet werden. Durch die nassen Schuhe dringt der Staub und wird sogleich zu harten Körnern, die in die schon wunden Fußsohlen eindringen und Schmerzen verursachen.

Die Paßstraße ist von einer türkischen Division besetzt, die uns gegen einen eventuellen feindlichen Flankenangriff decken soll.

Den Kamm des Berges habe ich mit meiner Spitze erreicht. Da liegt die Ebene von Damaskus, dahinter die Stadt im vollen Purpurglanz der untergehenden Sonne. In zwei Stunden werden wir am Ziele sein. Frohen Muts beginnen wir den Abstieg. Regiments- und Bataillonsstab reiten eine kurze Strecke vor mir her.

Da, war das nicht der Abschuß eines Geschützes? Ja, das bekannte Heulen in der Luft gibt die Gewißheit. Ein, zwei, drei Einschläge. Schwarze Rauchwolken, mit Erdmassen vermischt, steigen 200 m vor uns auf. Die nächste Lage sind Schrapnells. Im Galopp sprengt der Regimentsstab am Gebirge entlang, der Bataillonsstab geradeaus. Ein ungeordneter Menschenknäuel strebt nach rechts auf einen Baumgarten zu. Ich bleibe für einen Augenblick

stehen. Aus Erfahrung weiß ich, daß der Feind den fliehenden Menschenhaufen mit seinem Feuer verfolgen wird. Deshalb werde ich geradeaus gehen, direkt auf die Einschläge zu.

„Leute, wir behalten unsere Marschrichtung bei, der Feind wird nicht mehr dorthin schießen. Laufschritt, marsch, marsch!"

Ich habe richtig kalkuliert. Die nächsten Granaten und Schrapnells gehen weiter rechts. Wir bleiben unbehelligt. Das einzige Hindernis sind tiefe Wassergräben, die wir durchwaten müssen. Nasser wie naß können unsre Füße nicht mehr werden. Also mutig hindurch.

In einer Mulde, nahe einer Baumgruppe, stoße ich als erster zum Bataillonsstab. „Melde mich gehorsamst zur Stelle."

„Gut, daß Sie da sind. Nehmen Sie an Leuten, was Sie da haben und gehen Sie nach Damaskus hinein. Stellen Sie fest, ob die Stadt schon vom Engländer besetzt ist. Wenn ja, müssen wir einen Umweg um die Stadt machen."

14 Mann bekomme ich zusammen; von meiner Kompanie sind es: von Rüden, Lissek, Bartsch, Steinke, Freißmann und Hänel. Siehe da, auch Achmed, der türkische Begleitmann unserer Tragtierkolonne, steht stolz in der Reihe. Jeder von ihnen hat ein Gewehr. Die anderen sieben sind M.-G.-Leute, sie haben nur Pistolen.

Schnell sind sie über den Zweck des Patrouillenganges unterrichtet. Beim Abrücken treffen die anderen Kompanien ein. Wir sehen noch, wie die Kochkisten abgepackt werden. Ihr Anblick verursacht in unserem Magen ein jämmerliches

Knurren. Was nützt's? Der Leibgurt wird ein wenig enger geschnallt, das Übrige ersetzen wir durch stramme Haltung.

Bei einer Baumgruppe lasse ich kurz halten: „Merkt euch diese Baumgruppe recht gut, sie soll uns beim Rückmarsch als Wegweiser dienen."

Ein Damaszener schließt sich uns an. Von ihm erfahre ich, daß der Engländer in der Stadt ist, daß vollständiger Aufruhr herrsche. Er führt uns durch enge, dunkle Gassen, in denen Gestalten vor uns herhuschen. Von weitem höre ich heftiges Schießen und Schreien.

„Aufpassen, Effendi!" Mit diesen Worten hält er mich zurück und zeigt auf einen freien Platz, der erleuchtet ist. Wir verhalten im Dunkel der Gasse und drücken uns an eine Hauswand. Was nun geschieht, läßt sich nicht so schnell schildern, wie es in Wirklichkeit geschah. Hunderte von Beduinen, Damaszenern und anderen undefinierbaren Gestalten haben zwei deutsche Bagagewagen umringt. Die deutschen Begleitmannschaften wehren sich mit aller Kraft gegen die auf sie Einstürmenden. Mit jedem Kolbenschlag strecken sie einen Angreifer nieder. Es gelingt ihnen, sich für einen Augenblick frei zu machen. Im nächsten Augenblick hat man sie aufs neue umringt, sie werden zu Boden geworfen und niedergetrampelt. Noch einer wehrt sich. Ein Beduine kommt von hinten an ihn heran und bohrt ihm den Dolch in den Rücken. Während dieses Vorganges reitet von der gegenüberliegenden Seite des Platzes eine Abteilung Engländer heran. Die beiden ersten Reiter werden von der Menge von den Pferden

heruntergerissen. Von allen Seiten reiten Engländer heran in die Menge hinein und hauen alles nieder, was ihnen in den Weg kommt. Die ganze Szene spielt sich zu gleicher Zeit ab. Da sehe ich vor mir Bartsch, wie er den Kolben an die Backe legt und abdrücken will. Ich reiße ihm das Gewehr weg. „Mensch, sind Sie denn ganz von Gott verlassen? Wollen Sie uns dieses Lumpengesindel auf den Hals hetzen?"

Ehe Bartsch mal richtig nach Luft schnappen kann, habe ich ihn hochgerissen. „Kehrt, marsch, marsch!" Wir dürfen keine Sekunde verlieren, denn die Engländer sind schon nahe an uns herangekommen. Wenn sie in unsere Gasse einbiegen, sind wir verloren. Immer mehr Engländer kommen angeritten.

Erst außerhalb der Stadt verlangsamen wir unser Tempo. Wir sind in Schweiß gebadet, der Mund ist weit geöffnet, die Lungen können gar nicht schnell genug die Luft ein- und auslassen. Das Herz schlägt zum Zerspringen.

Die Engländer sind uns nicht gefolgt. Vielleicht sind sie in eine Parallelstraße eingebogen.

Mit dem Augenblick, in dem wir uns in Sicherheit wissen, ist aber auch unsere Kraft gebrochen. Unwillkürlich schlucken wir und lecken mit der Zunge über die Lippen. Die sind trocken. Da ist er, der Durst. Und jetzt, wo wir uns des Durstes bewußt werden, peinigt er uns unbarmherzig. Bleischwere liegt uns in den Gliedern. Kaum können wir Fuß vor Fuß setzen.

Am Boden liegen drei Mann. Sie liegen auf der Seite

mit aufgestütztem Ellbogen. Die Augen sind starr, der Mund weit geöffnet, der Atem geht rasch und keuchend. „Wasser, Waaasser!" Kein Tropfen weit und breit.

Jetzt liegen sie alle am Boden. „Herr Leutnant, wir wollen nur ein halbes Stündchen verschnaufen." Schon will ich nachgeben. Da dringt von der Stadt her wüstes Geschrei, eine lebhafte Schießerei setzt ein, nicht allzuweit von uns fallen Schüsse. Blitzschnell schießt mir der Gedanke durch den Kopf, daß die englische Kavallerie uns doch noch folgen könnte. Sie werden uns überrennen und das Bataillon, das auf uns wartet, überfallen. Das darf nicht sein. Das Bataillon! schreit es in mir.

„Schnell auf, Leute, wir müssen so schnell wie möglich zum Bataillon." Mühsam und unter Stöhnen kommen sie langsam hoch.

„Hhh, Hhh", kommt's 14 mal vom Boden her. Jetzt sind sie hoch und schütteln sich.

„Patrouille marsch!" Rum, — — rum, — rum, rum, rum tönt's dumpf im Staub. Das ist kein Gehen mehr, das ist ein Dahinschleppen. Der Oberkörper ist nach vorn gebeugt. Mein Gott, sind das meine tapferen Jungen von heute morgen? Das sind ja Greise, die da hinter mir wanken, das Gewehr über die rechte Schulter gehängt und beide Hände in den Hosentaschen. Die zittern ja.

„Das nennt sich Gelobtes Land, in dem Milch und Honig fließt. Hat sich was, noch nicht einmal Wasser ist da. Am Tag trocknet einem die Sonne den Hirnkasten aus und nachts

kann man mit den Zähnen Polka schlagen vor Kälte. Dafür brauchte ich mich nicht zu freuen, um herzukommen, um zu guter Letzt wie ein Stück Vieh zu krepieren."

„Aber Lissek, was ist in Sie gefahren? Schimpfen Sie doch nicht so über das Land, das wirklich nichts dafür kann, daß es uns so dreckig geht. Wenn Sie wieder glücklich daheim in ihrem schönen Ostpreußen sind, werden Sie stolz darauf sein, im Hl. Land gewesen zu sein."

„Nichts für ungut, Herr Leutnant, es ist mir mal so herausgerutscht. Seit vorhin, wo ich sah, wie diese Räuberbande unsere Kameraden abschlachtete, habe ich das Gefühl, daß wir in eine Zwickmühle geraten sind, aus der wir uns nicht mehr heraushauen werden."

„Lissek, kommen Sie mal her!"

Er geht neben mir, die anderen folgen uns mit einigem Abstand.

„Lissek, Sie sind Unteroffizier und als solcher Vorgesetzter über die Leute hier. Machen Sie mir die Leute nicht mutlos. Wenn Sie Furcht haben, lassen Sie es Ihre Untergebenen nicht merken. Sie sehen etwas zu schwarz. Bald sind wir beim Bataillon und Regiment. Da sind wir immer noch eine streitbare Macht, die diese Horden nicht anzugreifen wagen. Beten Sie lieber mal ein Vaterunser, das gibt wieder neuen Mut."

„Verzeihung, Herr Leutnant, ich kann das Gefühl nicht los werden, daß ich hier auf der Strecke bleibe. Der Engländer ist jetzt hinter uns her. Das gibt den Beduinen Mut,

uns anzugreifen, wo sie uns finden. Aber Herr Leutnant haben recht, die Leute sollen mich nicht mehr verzagt sehen."

„So ist's recht, Lissek. Also Mut und Gottvertrauen."

Ich habe noch zwei Schachteln Zigaretten. Ich verteile sie unter die Leute, die sie mit Behagen rauchen und so für kurze Zeit ihren Durst vergessen. Schweigend wird weitermarschiert.

Die Worte Lissieks haben einen tieferen Eindruck auf mich gemacht, als ich ihm gestehen durfte. Ja, es wird Zeit, daß wir aus diesem Hexenkessel herauskommen. Mich packt eine unbändige Sehnsucht nach Deutschland, nach der Heimat. Schon steht sie vor meinem Geiste, die Heimat, und lockt. Da bist du, mein liebes Bonn, da der Alte Zoll. Dort unten fließt der Vater Rhein in seiner majestätischen Ruhe. Aus der Alma mater strömen die Kommilitonen mit ihren bunten Mützen und Bändern. Jetzt umringen sie mich unter Halloh. Ein Schmollis dem Palästinakämpfer. Ich komme euch einen Ganzen. Ha, wie das schmeckt, wie das edle Naß die trockne Kehle labt. Ja, trinken, trinken. Wie im Traume wandle ich dahin und lächle. Doch das Bier hat keinen Geschmack, es löscht nicht den Durst. Wasser, Wasser muß es sein. Gierig greifen die Hände nach dem Wasserglas. Wer hält mich da zurück und läßt mich nicht trinken? Fort ist das Trugbild, die Wirklichkeit hat mich wieder. Nur die Hand ist geblieben, es ist von Rüdens Hand.

„Herr Leutnant, da, da drüben Reiter." — Wo bin ich denn? Ach ja, auf Patrouille in Palästina. Grausame

Wirklichkeit. Fast hätte ich gewünscht, eine erlösende Kugel hätte mich im Traum getroffen.

„Mensch, raff dich zusammen, du bist verantwortlich für deine Leute! Himmel, was ist das? Da reitet ja eine Schwadron hinter der anderen."

„Hinlegen!" Rum, da liegen sie. Ein Patronenrahmen wird in ein Gewehr eingeschoben, ein Knack, das Schloß ist zu. Natürlich, Bartsch kann wieder nicht warten.

„Bartsch, ein für allemal, es wird nur geschossen, wenn ich den Befehl dazu gebe. Alle scharf beobachten!"

In der Dunkelheit ist nicht zu erkennen, ob's Freund oder Feind ist. Sie kommen von Damaskus her. Donnerwetter, wenn das die Engländer von vorhin wären. Ich muß Gewißheit haben. Das Bataillon ist in Gefahr.

„Achmed!"

„Effendi!" Schon liegt er neben mir.

„Du schleichst dich mal schnell da heran und stellst fest, ob es Engländer oder Türken sind!"

„Ewed (Jawohl) Effendi."

Wie eine Katze, schleichend und doch behende verschwindet er in der Dunkelheit. Bange Minuten des Wartens. 14 Augenpaare spähen nach den Reitern. Dicht gedrängt liegen sie rechts und links neben mir, meine Schützlinge. Als ob ich ihnen Schutz gewähren könnte. Trotz der greifbaren Gefahr möchte ich aufjauchzen vor Stolz, diesen einfachen Kindern ein väterlicher Beschützer sein zu dürfen. Ich höre ihren Atem.

Auf meinen Rücken tupft eine Hand. Erschreckt schaue ich hinter mich. Achmed ist's. Sein Kommen hat keiner bemerkt.

„Effendi, Engländer!" flüstert er leise.

„Auf, Leute, wir müssen zum Bataillon, es ist in Gefahr."

Vergebliche Liebesmühe, denke ich, denn die Reiter sind doch schneller als wir, zumal sie einen Vorsprung haben. Eigentlich müßten die schon in der Nähe des Bataillons sein. Hoffentlich haben die Sicherungsposten dasselbe schon gewarnt. Gleich wird die Schießerei losgehen. Vergessen ist alle Müdigkeit; so schnell uns die müden Beine tragen, streben wir vorwärts. Wenn wir auch nicht mehr warnen können, so ist das Bataillon uns doch der Inbegriff eines schützenden Hafens geworden.

„Herr Leutnant, da vorne halb links kleine Fünkchen." Steinke hat's gesagt und dabei mich unter den Arm gefaßt, wie ein Kind, das Schutz bei der Mutter sucht. Unwillkürlich drücke ich meinen Arm fester und muß lächeln. Wie selbstverständlich läßt er seinen Arm in dem meinigen.

Wie auf Kommando stehen wir still und starren nach den Fünkchen.

„Das Bataillon", sagt Freißmann.

„Ausgeschlossen, das wartet auf uns." Ist denn hier alles verhext? Soll das Bataillon wirklich weitermarschiert sein, ohne meine Meldung abzuwarten? Ich selbst werde unsicher, darf es aber die Leute nicht merken lassen. Soll der Feind denn so schnell nachgefolgt sein? Auf jeden Fall be-

wegt sich da vorn eine Truppe, die raucht. Die Fünkchen können nur Zigaretten sein.

Verschwunden sind die Fünkchen. Also los, weiter! Wenn doch nur die Baumgruppe in Sicht käme. Endlich taucht sie auf. Eine letzte Anstrengung, bald sind wir beim Bataillon.

Hat sich was. Die Baumgruppe liegt hinter uns. Hier muß doch der Biwakplatz des Bataillons sein. Papierstücke liegen zerstreut umher. Mein Fuß stößt wider einen Gegenstand. Ein Brotbeutel. Da ein zerrissener Rucksack. Kein Zweifel, hier waren Deutsche, hier war das Bataillon. Aber wo ist es jetzt?

Nach allen Richtungen suchen die Leute den Platz ab, sie finden nichts. Lissek tritt zu mir:

„Herr Leutnant, ich werde recht behalten, jetzt geht's los."

„Lissek, was kommen mag, halten Sie Ihre Nerven fest zusammen. Die Leute dürfen Sie nicht mutlos sehen. Sie waren immer ein guter Unteroffizier, bleiben Sie tapfer und helfen Sie mir, die Kiste hier schmeißen!" Ich drücke ihm fest die Hand.

„Ich werde mir alle Mühe geben, Herr Leutnant."

Alles Suchen nach dem Bataillon ist vergebens. Noch ein Letztes wird versucht.

„I. Bataillon einhundertsechsundvierzig" rufen wir laut nach allen Richtungen. — — — Keine Antwort. Zwei-, dreimal schallt der Ruf durch die Nacht. Keine Antwort. Die unheimliche Stille raubt uns fast den Atem. Gleich als müßten sie irgend etwas finden, was sie auf die Spur des

Bataillons bringen könnte, beginnen die Leute wieder auf dem Boden zu suchen.

Rascher, als ich gedacht, ist das Verhängnis über uns hereingebrochen, das Lissek und Steinke ahnten. Fest steht, daß wir verlassen und vergessen sind.

Ihr armen Burschen, die ihr verzweifelt das Bataillon sucht, ihr sucht die Heimat, denn mit dem Bataillon habt ihr das Letzte verloren, was euch die Heimat übrig gelassen hat. — — — Herrgott, gib mir Kraft und zeige mir den Weg, den ich gehen muß, um dieses Häuflein kopflos gewordener Menschen zum Bataillon zurückzubringen. Für sie muß ich denken. Fieberhaft arbeiten meine Gedanken, während mein Blick noch einmal das Gelände abstreift. Werden wir uns noch durchschlagen können, oder hat der Feind uns bereits den Weg versperrt? Nichts weiß ich. Auch weiß ich nicht, daß kaum 2 km von uns entfernt die englische Kavallerie abgesessen ist, um den Tag abzuwarten und dann morgen das Bataillon zu überfallen.

Wie ich so in Gedanken dastehe, merke ich nicht, daß die Leute still um mich stehen und mich mit fragenden Blicken anstarren. Ungesprochen steht auf den Gesichtern die Frage: Was nun? Wie ein sicherndes Wild spähen sie jetzt in die Dunkelheit. — — Ein Geräusch — — — — Etwas kommt auf uns zu. Zwei Menschen kommen, die etwas hinter sich herziehen. Vor uns stehen zwei türkische Soldaten, von denen jeder eine Kuh am Stricke hält. Entsetzen liegt auf ihren Gesichtern. Sie sind dem Blutbad von Damas-

kus entronnen und wollen einen Weg einschlagen, auf dem sie unfehlbar dem Feinde in die Arme laufen.

„Habt ihr Allemands gesehen?"

„Jok (nein) Effendi."

Ein furchtbarer Krach erschüttert die Luft, dann anhaltendes Donnern und Dröhnen. Die Kühe reißen sich los und jagen in die Gegend davon auf Nimmerwiedersehen. Erschreckt und am ganzen Körper zitternd drängen die Leute sich an mich, mit weit geöffneten Augen starren sie in die Richtung, woher das Donnern kommt. In allen Tonlagen heult's durch die Luft, wie wenn Hunderte von Granaten angesaust kämen. Ha, dort über der Stadt steigt eine rote Feuersäule hoch und erhellt weithin die Nacht.

„Was das ist?" Unser Munitionsdepot am Bahnhof Kadem fliegt in die Luft. Das ist für mich der Beweis, daß die Deutschen die Stadt verlassen haben und wir allein auf weiter Flur stehen. Für uns gibt es nur noch eins, möglichst schnell von diesem Ort des Schreckens fortzukommen und im übrigen uns auf eigene Faust durchzubeißen. Die Feuersäule da drüben soll uns zunächst den Weg zeigen. „Wieviele Patronen habt ihr noch?"

— — — — — — — —

„Hundert."

„Gut. Bartsch, Sie nehmen 40 Stück an sich, die anderen verteilt ihr gleichmäßig unter euch! Bartsch, jetzt machen Sie mal Ihre Ohren recht weit auf: Es — — wird — — nur — — geschossen, — — wenn — — ich

— — den — — Befehl — — dazu — — gebe. Nachsagen!"

„Es wird geschossen, wenn Herr Leutnant den Befehl geben."

„Und nun die Gefechtslage. Wir sind hier in der Wüste, verlassen und vergessen, wann wir wieder zum Bataillon kommen, wissen wir nicht. Wir wissen nicht, wo das Bataillon ist, wissen nicht, wo der Engländer ist. Das eine wissen wir aber, daß wir nichts zu essen und zu trinken haben, daß wir sobald auch nichts zu essen haben werden. Wir wissen ferner, daß die Bewohner dieses Landes Räuber und Mörder sind, die es zunächst auf eure Gewehre abgesehen haben. Daß mir keiner sein Gewehr hergibt — — — —.

Leute, wir wollen und müssen in die Heimat zurück. Ich werde euch führen und glücklich heimbringen. Von euch aber verlange ich die strengste Disziplin und unbedingten Gehorsam. Laden und sichern!"

Rrrrrrrr. Knack. Sieben Gewehre sind geladen und um die rechte Schulter gehängt.

„Bartsch und Steinke gehen mit mir als Spitze. Sergeant von Rüden marschiert vorn bei der Kolonne, Unteroffizier Lissek geht mit der letzten Rotte. Die Gewehre gehen in der ersten und letzten Rotte mit. — — Kolonne marsch! Marschrichtung: Heimat!"

Das brennende Depot beleuchtet eine Zeitlang den Weg, der auf beiden Seiten von Bäumen eingefaßt ist. Dann werden die Flammen kleiner und verschwinden ganz. Schwarze

Finsternis umgibt uns wieder. Mit dem Kompaß in der Hand halte ich die Richtung nach Nordosten inne.

Hinter den Bäumen huschen immer wieder verdächtige Gestalten an uns vorbei. Der weiße wehende Mantel verrät sie. Ich muß Gewißheit haben, was das zu bedeuten hat.

„Faßt mal einen von diesen Leisetretern und bringt ihn her!"

Schon bringen sie einen, der sich mit aller Gewalt sträubt. Einen englischen Karabiner hält er unterm Mantel verborgen. Schade, daß er keine Munition dazu hat. Wir nehmen den Karabiner an uns. Achmed versucht aus dem Kerl herauszubekommen, ob Allemands hier durchmarschiert seien, was er mit heftigem Kopfnicken bejaht. Er und seine Kumpane haben bei dem großen Durcheinander in der Stadt sich Gewehre verschafft. Um die Stadt herum wimmle es von Arabern. Als wir ihn laufen lassen, verschwindet er wie der Blitz hinter den Bäumen.

Wir müssen den Weg verlassen, da er nach Westen führt. Ein wahres Hindernisrennen beginnt. Durch Gärten, Bäche, über Mauern und Hecken streben wir nordostwärts. Die Hecken sind hoch und so dicht, daß wir mit dem Seitengewehr Bahn brechen müssen. Bald sind Hände und Gesicht zerschunden, an den Uniformen hängen die Fetzen herab. Zum Umfallen müde raffen wir uns immer wieder auf und überwinden ein Hindernis nach dem andern.

Mitternacht ist's geworden. Erleichtert atmen wir auf, als wir wieder festen Boden unter den Füßen spüren. Hinlegen und ein wenig ausruhen? Auf keinen Fall, wir müssen

vor Tag aus dem Bereich der Stadt sein. Am liebsten möchte ich mich ja auch in den fußhohen Staub werfen. Meine Füße schmerzen mich so sehr, daß ich mir auf die Lippen beißen muß.

In der Kolonne ist's still geworden. Den Kopf auf der Brust, den Oberkörper weit vorgebeugt, so wanken die Leute durch den Sand. Die Füße heben sich kaum noch vom Boden und wirbeln Staubwolken hoch.

Steinke neben mir unterbricht das Schweigen. „Herr Leutnant, ich behalte recht, den Zug in Damaskus haben wir nicht bekommen. So wird's weitergehen. Wo wir hinkommen, wird der Zug fort sein."

„Mut, mein Junge, wenn's auch ein paar Tage länger dauert, einmal werden wir doch einen Zug errei . . . ."

„Da sind Deutsche." Freißmann hat's gesagt. Sofort belebt mich froher Mut. Wir bleiben stehen. Mir ist's, als ständen wir in einer Allee, die nach einem freien Platz führt, der rundum von Bäumen eingefaßt ist.

„Sind hier Deutsche?" rufe ich nach dem freien Platz hin.

Als Antwort setzt von allen Seiten ein rasendes Gewehrfeuer ein. Lautes Rufen und Schreien in arabischer Sprache sagt mir, daß wir in einer Falle sitzen, aus der ich noch keinen Ausweg finde. Bei dem Höllenlärm merken die Schützen nicht, wie wir die Mitte des Platzes erreicht haben. Sonderbar, keine Kugel trifft uns. Weiß der Kuckuck, wo die hinschießen.

„So ist's recht", sagt Lissek, „die dummen Luders schießen sich selbst die Kugeln ins Maul." Wirklich, man hört

deutlich das Aufschreien und Stöhnen von Verwundeten.

Ehe sie mit der Schießerei aufhören und nach uns schauen kommen, müssen wir von der Bildfläche verschwunden sein. In den Baumkronen vor mir erkenne ich eine Lichtung. Folglich muß dort ein Weg sein.

„Mir nach im Laufschritt!"

Wäre unsere Lage nicht so verflucht ernst gewesen, ich hätte laut auflachen müssen. Mitten durch den Feuerregen laufen wir direkt auf die Schützen zu und erreichen wirklich den Weg. Der ist unbesetzt, während rechts und links das Mündungsfeuer aufblitzt. Durch ihr Geballer hören sie uns nicht laufen. Schießt noch ein bißchen, denke ich, bis wir ein Stückchen weiter sind.

Glücklich sind wir durch die Sperrkette. Da hören auch schon die Bäume auf. Freies Feld liegt vor uns.

„Rechts schwenkt, marsch, marsch, quer ins Feld hinein!"

Die schießen immer noch. Wie sie aufhören, sind wir einige hundert Meter im Felde drin. Mit keuchender Brust stehen wir und warten, ob man uns nicht folgt. In der Ferne hallt das Schreien der Araber, jetzt kommt's näher .... entfernt sich wieder. Es ist mir gelungen, sie irrezuführen. Auf dem Wege verfolgen sie uns. Nun haben sie gemerkt, daß wir eine andere Richtung gewählt haben. Sie kommen zurück, laut disputierend. Bald wird's ruhig. Ich weiß, die werden uns heute nacht nicht mehr nachkommen, denn der Araber wagt sich in der Nacht nicht weit von seiner Behausung weg.

Die Nervenaufpeitschung der letzten Viertelstunde hat den letzten Rest unserer Kraft verzehrt. In zwei Stunden wird der Mond aufgehen, bis dahin sollen meine Leute ruhen. Die liegen schon alle am Boden.

„Freißmann, wie konnten Sie denn sagen, daß es Deutsche seien?"

„Das habe ich nicht gesagt, sondern, daß da Leute seien. Herr Leutnant haben mich falsch verstanden."

„Nun gut, schlaft jetzt, bis in zwei Stunden der Mond aufgeht. Wir wollen nicht ein zweites Mal in ein solches Schlamassel hineinrennen."

Meine letzten Worte haben sie nicht mehr gehört. Tiefe Atemzüge und teilweises Schnarchen verraten mir, daß sie fest schlafen. Da liegen sie auf der harten Erde, das Gewehr fest in den Armen. Keiner hat gefragt, wer Wache stehen soll.

Schlaft ihr, ich werde für euch wachen. Leise nehme ich Freißmann das Gewehr aus dem Arm. Auf einen Stein in der Nähe setze ich mich und halte, das Gewehr auf dem Schoß, Ausschau nach dem Araberdorf.

Die Landschaft ist wieder in tiefes Schweigen gehüllt. Nichts stört meinen Gedankengang. Was ist in den wenigen Stunden, seitdem wir von der Truppe abgekommen sind, nicht schon alles über uns hereingestürmt? Was wird uns noch bevorstehen? Freiwild sind wir geworden, das jeder verfolgen und töten darf. Fast will mich Mutlosigkeit befallen, wenn ich bedenke, daß das, was Lissek und Steinke für sich ahnen, unser aller Los sein wird. Diese Geier in Menschen-

gestalt, die sich an unsere Fersen geheftet haben, werden nicht mehr von uns ablassen, bis sie uns zur Strecke gebracht haben. Was nützt es uns, wenn wir uns noch so sehr wehren, sie haben Zeit und können warten, bis unsere Kräfte versagen und wir verhungert und verdurstet in den Staub sinken. Diesen einfachen Menschen, die da vor mir schlafen, habe ich fest versprochen, daß ich sie glücklich heimbringe. Sie vertrauen auf mich, denn der Führer wird sein Wort halten.

Mein Blick ruht lange auf den Schlafenden. Ein Bild aus längst vergangener Zeit taucht vor mir auf, das dem Bild, welches wir bieten, so ähnlich ist. Vor ungefähr 2000 Jahren hat in demselben Land, nicht allzuweit von hier, in der Nacht jemand in seiner Todesangst seinen himmlischen Vater gebeten, den Leidenskelch an ihm vorübergehen zu lassen. Auch er war einsam, während seine Jünger nicht weit von ihm schliefen, deren fleischliche Schwachheit stärker war als der Wille des Geistes.

Mein Heiland, vergib mir, wenn ich in meiner Kleinheit und Unwürdigkeit diesen Vergleich gewagt habe. Hilf mir aber, die mir Anvertrauten zu retten. Siehe, ich bin bereit, mein Leben für sie zu opfern, wenn ich sie damit retten kann. Solltest du aber das Opfer von uns allen fordern, dann sei mir, sei meinen Kameraden ein gnädiger Richter. Und du, reine Gottesmutter, bitte für uns in unserer Todesstunde!

Mag kommen, was will, ich habe mit meinem Herrgott abgerechnet. Das gibt mir Trost und macht mich fröhlich. Fort ist alle Müdigkeit.

„Auf Kameraden, der Mond ist soeben aufgegangen. Es ist zwei Uhr, bis Tagesanbruch wollen wir aus dem Bereich der Stadt sein."

Verschlafen erheben sich die Gestalten. Die Kälte hat ihre Glieder steif gemacht. Nach kurzem Wandern ist's überwunden. Drei Stunden lang arbeiten wir uns durch Gärten, über Mauern, Bäche, durch Gestrüpp. Wir sind in den berühmten Gärten von Damaskus.

Wie alles haben auch diese Hindernisse mal ein Ende. Mit Tagesanbruch haben wir eine breite Straße erreicht. Am Straßenrand ruhen wir aus. Zum ersten Mal ziehen wir die Schuhe aus. Die Füße schmerzen zu sehr. Erschreckt stellen wir fest, daß unsere Fußsohlen voller Blasen sind. Die Strümpfe und Schuhe werden gründlich von den Sandkörnern befreit, dann wird es sicher wieder besser gehen.

In der Nähe läutet ein Glöckchen, sicher in einem Kloster. Ein lang entbehrter Klang, der in mir das Gefühl des Geborgenseins auslöst. Wo ein Glöckchen läutet, sind Christen, die können nicht so grausam sein, denn Liebe zum Mitmenschen ist eine ihrer höchsten Pflichten. Fast möchte ich Schutz dort suchen. — Aus dieser friedlichen Stimmung reißt mich Lissek: „O weh, das Totenglöckchen."

Das wirft meinen neugefaßten Mut beinahe über den Haufen. Soll's wirklich ein Omen sein? Und wenn, ich darf's den Leuten gegenüber nicht zugeben. Sie müssen aus meiner Zuversicht Mut und Kraft schöpfen. Gegen meine Gewohnheit fahre ich Lissek an:

„Lassen Sie endlich den Unsinn sein! Wenn Sie auch die Hosen voll haben, so verbiete ich Ihnen ein für allemal, die anderen mit Ihrem Gejammer kopfscheu zu machen."

Der arme Kerl tut mir leid, wie er mit offenem Mund mich anstarrt. Aber ich muß hart bleiben wegen der anderen.

Vereinzelt stehen Lehmhütten, davor schon Menschen, die uns neugierig betrachten. Ein baumlanger Kerl nähert sich uns vorsichtig. Wie ein Hund, der den Fremdling zuerst beschnuppert und dann mit der Schnauze anstößt, so nähert sich der Kurde zunächst Bartsch, geht neben ihm her, streicht über das Gewehr und greift schließlich danach.

„Bartsch, aufpassen, der will Ihr Gewehr! Halten Sie sich den Kerl vom Hals!"

„Nichts zu machen, Herr Leutnant. Werde ihn bald loskriegen."

Da will er wieder nach dem Gewehr greifen, stößt einen Schrei aus, springt zur Seite und brummt etwas, was sicher ein Fluch war. Bartsch schmunzelt übers ganze Gesicht. Er hat mit seinem Absatz das Schienbein des anderen gestreichelt.

Los werden wir ihn nicht mehr, er humpelt neben uns her. Aus dem einen Kurden werden in kurzer Zeit immer mehr, so daß wir schon sehr in der Minderheit sind.

Auf einem freien Platz setzen wir uns auf einen Baumstamm. Wie neugierige Kinder umstehen uns die Kurden und sehen uns unverwandt an. Wir machen unsere Glossen über sie. Aus ihren herausfordernden Blicken merke ich, daß die Sache für uns allmählich brenzlich wird.

„Gewehre schußbereit halten! Weiter!"

Wir sind ganz umringt. Der lange Kerl kommt neben mich und tut freundlich, zeigt auf meinen Kompaß. In der Annahme, er will das Ding mal sehen, gebe ich ihm den Kompaß und will ihm denselben erklären. Eine Erklärung will er nicht, denn mit der größten Selbstverständlichkeit läßt er das Instrument in seiner Joppe, die er über dem langen Gewand trägt, verschwinden. Meine Aufforderung, das Ding schleunigst zurückzugeben, beantwortet er mit einem graziösen Rückwärtsneigen des Kopfes, was soviel wie nein bedeutet. Dabei schnalzt er mit der Zunge. Wütend will ich mich auf ihn stürzen und ihm eins mit der Pistole versetzen. Da packt mich Lissek von hinten am Arm.

„Herr Leutnant, es hat keinen Zweck, wir sind zu wenige."

„Euch scheint der Mut schon in den Hosenboden gerutscht zu sein." Diese erste Schlappe wurmt mich sehr. Aber allein kann ich nichts machen, wenn meine Leute mich im Stich lassen.

Auf einer breiten Straße, die von Damaskus nach Osten führt, sehe ich im Staub deutlich die Spuren deutscher Soldatenstiefel. Die können nur vom Bataillon herrühren. Wir wollen den Spuren folgen.

Die Kurden versperren uns den Weg und zeigen mit der Hand nach einem engen Weg, der von niedrigen Lehmmauern begrenzt ist. Ich kann nicht annehmen, daß das Bataillon diesen schmalen Weg marschiert ist. Da meine Leute bereits auf dem Wege sind, muß ich ihnen folgen. Mit Genugtuung stelle ich fest, daß die Kurden alle vor

uns hermarschieren. So haben wir den Rücken frei und brauchen nur die Kerls vor uns im Auge zu behalten. Wie dieser ungeordnete Haufen so vor mir herzieht, muß ich unwillkürlich an meine Jugendzeit denken. So liefen auch wir vor der Musik her, wenn ein Festzug durch den Ort marschierte.

Sehe ich recht? Wirklich, dicht vor mir geht einer mit einer Jagdflinte auf dem Rücken. Die beiden Hähne sind gespannt. Im ersten Augenblick packt mich die Wut. Ich presse die Lippen fest aufeinander. Eigentlich muß ich dem Kerl dankbar sein, daß er mir wenigstens ihre Absicht verraten hat.

Ohne nach den Meinen umzuschauen und die Bande vor mir scharf im Auge behaltend, sage ich laut:

„Aufgepaßt! Man wird uns gleich überfallen. Gewehre herunter und entsichert! Gewehrträger vor die andern! — — Tritt gefaßt!"

In dem Haufen vor mir ein wildes Durcheinanderreden und Gestikulieren. Hinter mir der gleichmäßige Schritt, der in dem Sand gedämpft ist. Neben mir Bartsch, das schußbereite Gewehr an der rechten Seite, den Finger am Abzug. Mit zusammengekniffenen Augen blinzele ich ihn von der Seite an. Das ist nicht mehr der gutmütige Tolpatsch, das ist Bartsch, der zielsichere, verwegene Scharfschütze mit dem kantigen, grimmigen Gesicht, dessen ruhige Augen seltsam leuchten. Sein erstes Opfer hält er fest im Auge. Es fällt ihm schwer, solange warten zu müssen.

„Bartsch, passen sie gut auf! Sehen sie da drüben die Lücke in der Mauer? Dort werden Sie uns anfallen."

„Ich paß schon auf, Herr Leutnant!"

Meine Pistole halte ich schußbereit in der Rechten. Jetzt sind sie an der Lücke angekommen. Die Bande macht plötzlich kehrt. Der Flintenträger springt in die Mauerlücke, legt an und schießt, glücklicherweise zu hoch. In demselben Augenblick fällt der lange Kerl mich an und will mir eine Handgranate auf den Schädel schlagen. Schon stehen meine Schützen rechts und links neben mir, das Gewehr an der Backe.

„Feuer!"

Sieben Kurden wälzen sich in ihrem Blute. Der Anführer, der mich mit der Handgranate anging, macht einen Luftsprung und stürzt tot vor meinen Füßen nieder. Aus der Stirne schießt ihm das Blut. In der Hand hält er immer noch die Handgranate. Das war Bartsch's Werk. Unter lautem Schreien stiebt die Horde auseinander. Mancher bricht noch unter dem Gewehrfeuer tot zusammen. Der Flintenträger hat nur einen Schuß abgegeben. Schnell will er hinter der Mauer verschwinden, doch mit einem wohlgezielten Schuß strecke ich ihn nieder.

Das Ganze hat sich blitzschnell zugetragen. Der Weg ist frei, niemand hindert uns am Weitermarsch.

Mit Gewehr bei Fuß stehen meine Braven vor mir und lächeln mich mit bleichem Gesicht an.

„Das wär mal gut gegangen", sagt Unteroffizier Lissek.

„Herr Leutnant, ich glaube, wir packen es doch. Ich habe wieder Mut bekommen."

„Recht so, Lissek, Kopf hoch und nicht verzagen! Solange wir noch unsere Gewehre haben, hauen wir uns durch."

Vergessen sind die schmerzenden Füße, vergessen Hunger und Durst. Hoffnungsfroh biegen wir in eine enge Straße. Rechts und links sehen wir niedrige Lehmhäuser und — — die Straße voller Kurden, die heulend und johlend auf uns losstürmen. Es ist ein förmliches Aufeinanderprallen. Der Anführer springt mir an die Kehle und zückt ein Messer. Ich mache einen Satz rückwärts und ziehe die Pistole. Meine Leute stehen neben mir im Anschlag. Sie lachen aus vollem Halse. Jetzt erst sehe ich, wie der Menschenknäuel auseinanderstiebt und im Handumdrehen von der Bildfläche verschwunden ist. Bartsch paßt dies anscheinend nicht. Er murmelt eine Verwünschung in seinen Bart, weil er nicht zum Schuß gekommen ist.

„Geduld Bartsch, Sie werden ihre Patronen noch loswerden. Das hier ist erst der Anfang."

Püiii, püiii. Das sind ja Gewehrkugeln, die uns durch die Straße entgegensausen. Schützen sind keine zu sehen.

„Rechts und links an die Häuser ran! Laufschritt marsch, marsch!"

Ein ekliges Gefühl, im Kugelregen laufen zu müssen, ohne zurückschießen zu können. Man kommt sich fast wie ein Feigling vor. Was nützt uns unsere Wut? „Verfluchte Schweinebande" höre ich Lissek rufen. Nimmt denn das Dorf kein

Ende? Die paar Minuten werden uns zur Ewigkeit.

Endlich, endlich das Freie. Es geht nicht mehr, wir müssen verhalten und uns verschnaufen. Von neuem beginnt die Schießerei. Blitzschnell werfen wir uns an den Straßenrand. Speit denn die Erde diese Menschenscheusale hervor?

„Hab ihn", sagt Bartsch. „Herr Leutnant, hinter den Bäumen am Straßenrand stehen sie."

Jetzt fehlt nur noch, daß die aus dem Dorfe uns nachkommen, dann sind wir in der Falle. Also fort um jeden Preis. Ich wälze mich an Bartsch heran.

„Bartsch, rutschen Sie etwas seitwärts ins Feld hinein und schießen Sie die Kerle hinter den Bäumen weg. Wir laufen ein Stück weiter seitwärts und werden dann das Feuer eröffnen. Sobald wir schießen, kommen Sie nachgelaufen! Verstanden?"

„Jawoll, Herr Leutnant."

Zehn Meter seitwärts hat er hinter einem Erdhaufen Deckung gefunden. Der erste Schuß kracht. Hinter einem Baume sackt jemand zur Erde. Der nächste Schuß. Drüben wirft einer die Hände hoch und fällt um.

Eine breite Schwarmlinie läuft hinter Bartsch in die Ebene hinein. Nach dreihundert Metern wirft sie sich hin. Indessen räumt Bartsch hinter den Bäumen auf. Jeder Schuß ist ein Treffer. Vergebens rufe ich ihm zu, aufzuhören und herüber zu kommen. Er hört nicht.

„Vorläufig nicht schießen. Bartsch macht reinen Tisch. Ihr werdet eure paar Patronen ein andermal loswerden."

Hinter den Bäumen wird's lebendig. Einer nach dem andern ergreift die Flucht. Keiner entgeht ihm. Jetzt schiebt Bartsch einen neuen Rahmen ein. So entgehen die drei Letzten ihrem Schicksal.

Von feindlicher Seite kommt kein Schuß mehr. Bartsch steht auf. Er sieht mich winken. Als ob er auf dem Kasernenhof wäre, nimmt er Gewehr über und kommt gemächlich auf uns zu.

„Befehl ausgeführt."

Am liebsten hätte ich das große Kind umhalst. Doch die Hand muß ich ihm drücken. „Ich danke Ihnen", ist alles, was ich sagen kann. Mit dem dümmsten Gesicht von der Welt schaut er mich an, er weiß nicht, was ich will.

Ein neuer Feind ist uns erstanden, die Sonne mit ihren sengenden Strahlen. Schweigend schleppt sich die Kolonne hin. Es ist schon kein Gehen mehr. Was wird dieser Tag uns bringen? Vor uns eine weite, kahle Ebene, in der Ferne die ersten Berge des Antilibanon. Stundenlang werden wir marschieren müssen, ohne auch nur einen Schluck Wasser zu finden. Unser Körper ist so ausgetrocknet, daß er nicht einmal mehr Schweiß absondert. Man könnte dann wenigstens den Schweiß von den Lippen ablecken.

Lissek neben mir murmelt etwas, was ich nicht verstehe. Auf meine Frage redet er etwas von den Seen in Ostpreußen, von viel Wasser, Baden und Trinken. Dabei schluckt er und leckt mit der Zunge über die Lippen. Er fiebert. Den anderen wird's nicht besser gehen. Ich schaue sie der Reihe nach an.

Es tut mir in der Seele wehe, die Leute leiden zu sehen und nicht helfen zu können. Ich selbst möchte mich am liebsten hinlegen und nicht mehr aufstehen. Meine Fußsohlen brennen. Nicht lange mehr werden wir es aushalten. Wir sind verloren. Doch nicht denken. Das Ende wird zu schrecklich sein.

Die Karawanenstraße, auf der wir uns befinden, leuchtet weiß aus dem Gebirge. Ein großes, weißes Dorf am Rande des Antilibanon taucht auf. Das Weiße der Häuser tut unseren Augen wehe.

Am Straßenrand ist eine Öffnung in der Erde. Eine Treppe führt ins Innere.

„Freißmann, sehen Sie mal nach, was das ist!"

Erwartungsvolle Sekunden. Aus der Tiefe kommt ein Freudenruf: „Wasser, Wasser."

Vergessen ist alle Vorsicht. Alles stürzt die Treppe hinunter. Trinkt nur, ich passe auf, ich muß ja für euch denken. Vor dem Dorfe sammelt sich eine Menschenschar an. Deren Aufmerksamkeit gilt sicher uns. Noch könnt ihr trinken, bis jene heran sind.

Wie verwandelt kommen sie nacheinander die Treppe herauf. Ihren Führer haben sie nicht vergessen. Auch ich kann jetzt nach Herzenslust trinken. Wir legen uns auf die Erde. Immer wieder wird getrunken, wieder neues Wasser heraufgeholt.

Das Dorf lasse ich nicht aus den Augen. Aus der Menge kommt ein Mann auf uns zu. — — — Der hat ja einen blauen Kittel an und eine weiße Zipfelmütze auf dem Kopf.

Sind wir denn in der Eifel? Ich reibe mir die Augen. Ich sehe recht, die anderen bestätigen es mir.

Aus einiger Entfernung betrachtet er uns neugierig.

„Herr Leutnant, den knallen wir weg, der hat was im Schild."

„Das tut ihr nicht. Schämt euch, einen einzelnen Mann anzugreifen. Ihr müßt nicht immer das Schlimmste annehmen."

„Herr Leutnant werden das noch bereuen" meint Lissek.

Der Pseudobauer dreht sich, geht langsam nach dem Dorf zurück und beginnt zu laufen, als er sich in Sicherheit wähnt. Meine Reue ist schon da. Vom Dorf aus setzt man sich in Bewegung.

„Herr Leutnant, man winkt uns."

„Die können lange winken. Seht ihr nicht, daß die Kerle Gewehre haben? Denen werden wir ein Schnippchen schlagen. Halb links der kleine Berg ist unser Ziel."

Den Hügel haben wir erreicht. Etwa vierhundert Meter halbrechts liegt das Dorf, vor demselben hunderte von Männern, die nach uns schießen.

„Hinlegen! Bartsch, schießen Sie mal in den Knäuel hinein!"

Ruhig, als wäre er auf dem Schießstand, räumt der auf. Ich habe damit erreicht, daß der Gegner nicht weiter vorgeht. Ich kann überlegen, was zu tun ist. So wird's gehen. Eine Mulde liegt zwischen uns und dem Gebirge. Mitten in dem ersten Berg liegt ein kleines Plateau mit Bäumen. Dort werden wir vorläufig Schutz finden.

„Sergeant von Rüden, Sie bleiben mit vier Mann hier und halten die da drüben in Schach. Die anderen laufen nach jenem Plateau und eröffnen von dort das Feuer, bis von Rüden mit seinen Leuten auch glücklich drüben ist."

Das schützende Plateau ist erreicht. Unter dem Schatten der Feigenbäume können wir fürs erste ausruhen. Hier kann uns der Feind nicht fassen. Aber er wird versuchen, uns zu umzingeln. Zunächst sollen sich die Leute an den Feigen laben. Sie sollen nicht merken, wie sich das Unheil über uns dichter zusammenballt. Noch weiß ich nicht, wie wir aus dieser Zwickmühle herauskommen. Von unten nahen die menschlichen Teufel langsam, die Schützenlinie wird immer breiter. Was über uns vor sich geht, kann ich nicht sehen. Und gerade jetzt will mich eine Schwäche anfallen. Es fällt mir so schwer, einen klaren Gedanken zu fassen, mein Kopf wird leer, an einem Feigenbaum muß ich mich anlehnen, um nicht umzufallen. In mir brennt's. Herr, gib mir wieder Kraft und zeige mir den rechten Weg, rette uns aus den Klauen dieser Hyänen!

Meine Energie kehrt zurück. Ich gehe an den Rand des Plateaus und schaue in die Höhe. 500 Meter haben wir schon erklommen, die letzten 400 müssen noch überwunden werden. Böse Aussichten. Kahle, steile Felswände, glühend heiß von der Sonnenglut. Nichts, woran man sich festhalten kann. Und doch, es muß gewagt werden.

Ich habe mich zu weit nach vorn gewagt. Kugeln schwirren mir um die Ohren.

„Fertigmachen zum Weiterstieg! Lissek, Sie klettern mit

vier Mann hoch! Sobald ihr oben seid, eröffnet ihr das Feuer und deckt den Aufstieg der anderen. Euren Aufstieg decken wir jetzt. Gebt fünf Meter Zwischenraum! Fertig, los!"

Kaum werden die fünf Mann auf dem Plateau sichtbar, eröffnet der Feind ein mörderisches Feuer. Die Fünf klettern auf einem Klumpen.

„Wollt ihr 5 Meter Abstand nehmen?"

Zu spät. Einer kollert den Berg herunter und fällt mir in die Arme. Es ist Lissek. Blut strömt aus seinem Munde. Aus der Brust und dem linken Arm schießt dunkles Blut. Lungenschuß. Am Oberarm ist die Schlagader durchschossen.

„Schnell ein Verbandspäckchen her!"

Niemand hat eins. Aus dem Hemde reiße ich mir zwei Stücke und verbinde die Wunden. Sie können den Blutstrom nicht hemmen. Den Schwerverwundeten legen wir unter einen Feigenbaum. Seine Augen sind schon gebrochen. Ich weiß, bald wird er es überstanden haben. Er ist nicht mehr zu retten, aber die anderen. Sie müssen auf den Berg.

„Alles, was noch hier ist, klettert hoch. Oben ausschwärmen und den Feind in Schach halten!"

Ich beuge mich über den Sterbenden. Er hat die Augen geschlossen. Das Röcheln verrät mir, daß er noch lebt. Neben mir kniet Bartsch.

„Mensch, was machen Sie noch hier? Machen Sie, daß Sie nach oben kommen!"

„Ich will Herrn Leutnant nicht allein lassen."

Am Arm nehme ich ihn zur Seite und sage leise, aber

bestimmt: „Bartsch, Sie müssen nach oben, Sie müssen sorgen, daß der Feind nicht an uns herankommt. Gehen Sie jetzt, ich komme gleich nach."

Das Schicksal des armen Lissek hat mich schwer erschüttert. Es soll niemand sehen, was in mir vorgeht. Deshalb muß auch Bartsch fort. Vorsichtig nehme ich Geld und Briefsachen des Sterbenden an mich, um es später an seine Angehörigen zu schicken. Da schlägt er die Augen auf.

„Herr Leutnant, was machen Sie? — — Wo sind die anderen?"

Darauf war ich nicht gefaßt. Was soll ich ihm sagen? Ich schäme mich, ihm die Wahrheit zu sagen, er soll sich im Tode nicht verlassen fühlen.

„Bleiben Sie ruhig! Ich verbinde Sie, die anderen sind oben und schießen. Wenn alles ruhig ist, kommen sie wieder herunter."

„Sie sagen so. Sie werden weitergehen und mich allein hier liegen lassen."

Ich kämpfe einen schweren Kampf mit mir. Es ist unmöglich, den Sterbenden die 400 Meter hohe steile Felswand mitzuschleppen. Ihn kann ich nicht mehr retten. Die Lebenden muß ich retten. Wenn wir nicht bald hier wegkommen, sind wir verloren. Lissek wird sowieso bald ausgekämpft haben. Werden wir aber abgefangen, dann wartet unser ein qualvoller Tod. Unsere Feinde werden kein Mitleid mit uns haben. Sie werden uns bis auf die Haut ausziehen und dann unserm Schicksal überlassen. Die Sonne wird uns

austrocknen. Vor Durst werden wir verschmachten und langsam hinsterben. Später werden wir den Schakalen und Hyänen zum Fraß dienen.

Das bedenke ich alles. Dennoch kann ich es nicht über mich bringen, den Ärmsten hier im Stich zu lassen. Mag kommen, was will, ich bleibe bei dem Sterbenden. Lange kann es ja nicht mehr mit ihm dauern.

Langsam, aber stetig fließt das Blut aus den Wunden und tränkt den steinigen Boden des Antilibanon. Seine Lippen bewegen sich. Ich halte mein Ohr an seine Lippen, die verdorrt sind.

„Wasser!" haucht er. Armer Kamerad, diesen Liebesdienst kann ich dir nicht erfüllen. Eine Feige drücke ich auf die Lippen, die sich kaum noch öffnen können. — — — Jetzt ein gurgelnder Laut, Blut strömt ihm aus dem Mund.

Einmal noch öffnet er die Augen und blickt mich starr an. Er will etwas sagen, hat aber nicht mehr die Kraft dazu. Seine Hand sucht die meine. Ich nehme sie und halte sie fest. — — —

Da! ein tiefer, röchelnder Laut, der Körper streckt sich, die Augen weiten sich und bleiben starr stehen. Der Körper hat ausgekämpft, die Seele geht zu ihrem Gott zurück.

Tief erschüttert knie ich nieder: „Herr, sei ihm ein gnädiger Richter und nimm seine Seele zu dir." Ich drücke ihm die Augen zu, lege seine Hände über der Brust zusammen und bete ein Vaterunser. Tränen rinnen über meine Wangen, ich schäme mich ihrer nicht.

Das Gewehr des Toten nehme ich an mich. Zum letzten Male trete ich zu ihm hin und salutiere. Leb wohl, Kamerad! vergib mir, daß ich dir kein Grab schaufeln kann. Möge eine mitleidige Seele dich finden, die deinen Leib der Erde anvertraut, damit du im Tode nicht ein Opfer der wilden Tiere wirst. Ich muß weiter, die Pflicht ruft mich zu den noch Lebenden.

Eine unheimliche Stille umgibt mich, es fällt kein Schuß. Wie ich nach oben schaue und meine Leute suche, sehe ich niemanden. Wo mögen die sein? Sie werden doch nicht weitermarschiert sein, ohne auf mich zu warten? Das beängstigende Gefühl der Verlassenheit schnürt mir die Kehle zu. Vor meinen Augen flimmert's, ich drohe umzufallen. Schon will ich meinen Körper zur Erde gleiten lassen, als ich die Feinde den Berg heraufkommen sehe. Armer Lissek, nun wird man dich erbarmungslos deiner Kleider berauben. Die Sonne wird deine Gebeine bleichen, und in der Nacht werden die Schakale ihren Hunger an dir stillen. Und wenn ich jetzt nicht alle Kraft anwende, wird mein Los das gleiche sein.

Ich bin dem Wahnsinn nahe. Zwei Meter über mir beginnt erst das vorspringende Felsgestein. Niemand ist da, der mich hinaufzieht. Immer wieder springe ich hoch, um einen Haltepunkt zu finden und dann hochzuziehen. Immer wieder falle ich zur Erde herunter. Meine Verfolger sind noch 200 Meter von mir entfernt. Schweißgebadet und völlig entkräftet will ich mich zur Erde werfen und das Ende abwarten. Da sehe ich einen spitzen Vorsprung im Fels. Unser

Herrgott muß mir den Plan eingegeben haben. Ich hänge das Gewehr an dem Vorsprung auf und ziehe mich am Gewehrlauf hoch. Es ist mir geglückt. Auf allen Vieren arbeite ich mich weiter, das Gewehr vor mir herschiebend. Es zu tragen, habe ich nicht mehr die Kraft. Der Aufstieg auf dem glühend heißen Gestein ist steil. Kaum komme ich vorwärts, da ich immer wieder zurückrutsche. Von neuem lockt die Versuchung, einfach liegen zu bleiben. Die feindlichen Kugeln schlagen neben mir auf das Gestein und spritzen über mich hinweg. Warum schießen meine Leute nicht? Nimmt denn der Aufstieg gar kein Ende? Herr! hilf mir, nicht meinetwegen, aber wegen meiner Leute, die den Führer brauchen! Mit keuchendem Atem und offenem Munde arbeite ich mich Meter um Meter vor. Mit der Zunge suche ich meine Lippen zu netzen, doch die Speicheldrüsen streiken.

Eine letzte Anstrengung. Ich bin oben. Vollständig ermattet breche ich zusammen. Meine Schläfen hämmern zum Zerspringen. Die Leute, die Leute, schreit es in mir. Mit Gewalt hebe ich den Kopf und suche die Kameraden. — — — — Nichts zu sehen.

Laut aufheulen möchte ich vor Wut und Bitterkeit, daß man mich so einfach im Stich gelassen hat. „Verlassen und vergessen" flüstere ich vor mich hin. Weiter kann ich nicht denken. Erschöpft sinke ich in mich zusammen, mein Gesicht fällt auf die Erde. Wie lange ich so regungslos gelegen, weiß ich nicht. Langsam kehrt das Bewußtsein zurück. Da steht wieder vor mir das furchtbare, grausige Gespenst der Einsamkeit. Das Heimweh nach den Kameraden schüttelt meinen Körper. Mit Tränen in den Augen strecke ich die Hände nach den Entschwundenen aus. Solange sie um mich waren, war ich frohen Muts. Jetzt, wo ich mit ihnen das letzte Stückchen Heimat verloren habe, will's mir das Herz abdrücken. Mein Kreuzweg beginnt. Du mein Gott, gib mir Kraft. Wenn ich schon in diesem Lande umkommen soll, dann laß mich in Ruhe sterben, erspare mir einen qualvollen Tod durch grausame, mitleidslose Menschenhand.

Mein Magen zieht sich vor Hunger schmerzhaft zusammen. Ich krümme mich vor Pein. Der Mund brennt vor Durst. Einige Grashalme in meiner Nähe reiße ich ab und stecke sie in den Mund. Kein Tropfen kommt heraus. Ich zerkaue ein Stück Zigarre. Zweckloses Bemühen.

„Auf denn" kommandiere ich mir. Mühsam erhebe ich mich und stehe aufrecht. — — — — Da, da liegen sie ja, meine Getreuen, keine 30 Meter von mir entfernt, in Schützenlinie mit vorschriftsmäßigem Zwischenraum. Aber, die liegen ja alle mit dem Gesicht auf der Erde, keiner rührt sich. Tot — — tot — — — — Nun lege ich mich zu ihnen und werde auch sterben.

Indem ich nur gluckſende Laute ausstoße, stolpere ich mit vorgebeugtem Körper und ausgestreckten Armen auf sie zu. Nach ein paar Schritten breche ich zusammen. Auf Händen und Füßen krieche ich weiter. Den ersten schüttele ich. Er rührt sich nicht.

Also das ist das Ende. War ja auch gar nicht anders

zu erwarten. Will doch mal nachsehen, wo sie die Kugel getroffen hat.

Mit aller mir noch zu Gebote stehenden Kraft drehe ich den Nächsten auf den Rücken. Es ist Freißmann. Wie ihm die Sonne ins Gesicht scheint, macht er langsam die Augen auf.

„Wasser" flüstert er mühsam.

Ich kann ihm keins geben. Einen nach dem anderen drehe ich auf den Rücken. Sobald ihnen die Sonne ins Gesicht brennt, öffnen sie die Augen. Bei jedem dasselbe Wort: „Wasser."

Das Häuflein Menschen am Boden bietet ein Bild des Jammers dar. Das sind ja alte Männer, die da liegen mit offenem Munde oder in sich zusammengesunken dasitzen. Niemand redet ein Wort, ein jeder stiert vor sich hin.

Ein Mann schreit laut auf, mit Händen und Füßen schlägt er um sich. Es ist Musketier Hänel, der verzweifelt nach der Frau und den Kindern ruft. Achmed, der als einziger noch einigermaßen auf dem Damm ist, wirft sich über den Schreienden und hält ihm die Arme fest.

So ist's recht, denke ich, jetzt müßt ihr mir noch alle verrückt werden. Ich beuge mich über Hänel und versuche ihn zu beruhigen: „Hänel, fassen Sie Mut, Sie werden wieder zu Frau und Kindern heimkehren. Zuerst müssen wir wieder zum Bataillon kommen, und das werden wir, verlassen Sie sich drauf."

„Zum Ba — tail — lon" haucht er mit zitternden Lippen. Still weint er vor sich hin.

Der Feind hat vorläufig die Verfolgung eingestellt. Ich weiß, daß er versuchen wird, uns von einer anderen Seite anzugreifen. Deshalb gibt's für uns nur eins: fort von hier, weiter, weiter! Doch keiner rührt sich vom Boden. Die Beine versagen den Dienst.

Hätten wir nur Wasser, dann wäre alles gut. Wenn ich nur irgend etwas hätte, was die Zunge einigermaßen kühlen könnte. Man gibt mir ein Stückchen Weinstein. Gierig stecke ich's in den Mund. Im ersten Augenblick kühlt es, aber dann brennt's, daß ich es sofort ausspucke. Die Lippen sind mir aufgesprungen und brennen noch mehr wie vorher.

Indessen ist die Sonne so hoch gestiegen, daß ihre Strahlen senkrecht auf uns niederfallen und unbarmherzig auf unser Gehirn hämmern.

Auch ich habe mich zu den Leuten niedergesetzt und schaue über die Ebene nach Damaskus. Mechanisch folgen jetzt meine Augen zwei englischen Fliegern, die Kurs nach Osten genommen haben. Alsbald steigen unter ihnen Rauchwolken von der Erde auf. Zugleich dröhnt ein mehrfaches Krachen an mein Ohr. Sie bombardieren deutsche Truppen, sicher unser Bataillon. Zur selben Zeit tauchen drei englische Reiter ungefähr 300 Meter neben uns auf. Unverwandt schauen sie nach uns herüber, kommen aber nicht näher. Wenn ihr wüßtet, wie armselig uns zumute ist, würdet ihr nicht die Flucht vor uns ergreifen. Aber besser so.

Mir ist klar, daß wir vollständig in der Luft hängen, daß der Engländer schon vor uns ist. Mit dem Glas suche

ich die Gegend ab, ob vielleicht feindliche Truppen zu sehen sind. Richtig, dort auf der Paßstraße nach Rajak wirbelt eine lange Marschkolonne Staub auf. Nicht zu erkennen, obs Deutsche oder Engländer sind.

„Seht mal da drüben auf der Straße im Gebirge die Truppen! Das sind sicher Deutsche. Die müssen wir bis heute abend erreichen. Dann sind wir gerettet. Auf, laßt uns keine Minute verlieren."

Zwar bin ich nicht überzeugt von dem, was ich da gesagt habe, aber ich habe wenigstens erreicht, daß alle voller Hoffnung sich aufraffen.

Hinter mir humpelt die kleine Schar von Greisen. Ich darf nicht nach ihnen umsehen, der Anblick dieser zusammengeschrumpften Gestalten schneidet mir zu sehr in die Seele. Sie gehen gebeugt und halten mit den Händen den Leib fest, wenn der Magen sich schmerzhaft zusammenzieht, so daß sie sich krümmen müssen.

Hinter einer Mulde wollen wir eine neue Anhöhe emporklettern. Ein lauter Knall, gerade als ob ein Gewehr zur Erde gefallen sei, läßt mich auf der Stelle herumfahren. Richtig, da sackt einer in die Kniee und legt sich auf die Erde. Teilnahmlos bleiben die anderen stehen und sehen wie geistesabwesend auf ihn. Jetzt fehlt nur noch, daß ihr euch auch zu ihm hinlegt, denke ich.

Ich renne zurück und höre, wie Freißmann mit schwerer Zunge und von Tränen unterdrückter Stimme lallt: „Bartsch, du darfst uns nicht sterben, du mit deinem Gewehr."

Bartsch liegt da mit offenem Munde, das Gesicht auf der Seite und die Arme von sich gestreckt. Die Augen sind geschlossen.

Schnell beuge ich mich zu ihm nieder. Gott sei Dank, das Herz schlägt noch.

„Bartsch, was ist Ihnen?"

Er schlägt die Augen auf und schaut mich mit hilfeflehendem Blick an.

„Herr Leutnant", kommt's leise und langsam von seinen Lippen, „ich sterbe. Laßt mich hier liegen. Mein Leib tut mir so weh, ich verbrenne."

„Sie haben Hunger. — — Hat einer von euch ein Stückchen Zwieback?"

Freißmann kramt in seinen Taschen und findet wirklich noch ein ganz kleines Stückchen. Er stopft es Bartsch in den Mund. Der beginnt zu kauen, hört aber gleich auf. Es ist zu hart, die Speicheldrüse liefert kein Sekret, um es zu durchfeuchten.

Bartsch greift nach seinem Brustbeutel und seiner Brieftasche. „Herr Leutnant", spricht er, „hier das Geld und die Papiere schicken Sie an meine Mutter. Geht jetzt weiter, ich bleibe hier liegen."

„Sie bleiben nicht hier liegen, sonst bleiben wir auch hier. Dann sind wir verloren. Denn stundenweit kann man uns hier sehen. Die Beduinen werden kommen und uns abschlachten. Bartsch, hören Sie. Sie müssen uns helfen. Wieviel Patronen haben Sie noch?"

Das eine Wort „Patronen" hat das Wunder bewirkt. Er stützt sich auf beide Hände, die Kameraden helfen ihm hoch. Aus der Tasche kramt er eine Patrone nach der anderen.

„Herr Leutnant, es sind 10 Stück."

„Gut, da müssen Sie sparen. Hier Ihr Gewehr."

„Jawohl", sagt er nur und wankt schon weiter. Zwei Mann greifen ihm unter die Arme und stützen ihn beim Gehen.

*

Obwohl es der 30. September ist, brennt die Sonne wie im Juli. Den Augen tut sie weh, so daß die Leute die Köpfe senken. So merken sie nicht, daß wir an einem Weinberg vorbeigehen. Hat ja auch gar keinen Zweck, denn in dieser Jahreszeit sind die Trauben geerntet. Gleichgültig schaue ich über den Weinberg hinweg. Ist's möglich? Zwischen den Blättern schimmert es bläulich. Ich bleibe stehen und schaue genau. Wahrhaftig, es ist eine dicke Traube, an einem andern Stocke noch eine.

O Heiland, du hast einst in diesem Land so viele Wunder gewirkt, hast die Brote vermehrt, laß aus diesen beiden Trauben mehr werden, damit meine halbverhungerten und verdursteten Leute sich laben und sättigen können.

„Seht mal, da hängen noch Trauben, schnell, holt sie euch."

Sie müssen sich beeilen, denn von unten herauf wälzt sich eine laut johlende Horde von Männern und Frauen. Sie ballen die Fäuste gegen uns. Die Meinen wollen schießen.

„Eßt nur ruhig, ich werde aufpassen. Wenn die Gesellschaft nahe herangekommen ist, gebt ihr ihnen eine Ladung."

Jeder hat eine Traube gefunden. Da stehen sie und kauen mit vollen Backen. Ich verzichte auf den Genuß und bringe gerne dieses Opfer.

Man ist auf 10 Meter an uns herangekommen und will mit Keulen auf uns eindringen. In aller Ruhe haben meine Leute das Gewehr angelegt. Die erste Salve kracht. Fünf Mann wälzen sich in ihrem Blute. Alles andere macht schleunigst kehrt und läuft den Berg hinunter.

*

Nur für ganz kurze Zeit haben die Trauben erfrischt, es war ein Tropfen auf einen heißen Stein. Um so grimmiger setzt der Durst von neuem ein. Die Paßstraße, die sich weiß vom Gebirge abhebt, ist immerhin noch 20 km entfernt. Soweit das Auge schaut, öde Gebirgslandschaft. Die Männer werden wieder verzagt, überhaupt aus diesem Hexenkessel herauszukommen.

Sergeant von Rüden geht schweigend neben mir. Von Zeit zu Zeit schaut er mich verwundert und fragend von der Seite an. Ich merk's, er möchte was sagen, scheint aber die rechten Worte nicht zu finden.

„Nun, von Rüden, was haben Sie?"

„Herr Leutnant, ich stehe vor einem Rätsel. Noch nicht ganze 24 Stunden irren wir allein durch die Gegend und haben schon so viel durchgemacht. Wenn ich die Leute be-

trachte, wie sie abgemagert und erschöpft sich dahinschleppen und am liebsten sich auf die Erde werfen und liegen bleiben möchten, finde ich keine Erklärung dafür, daß Herr Leutnant mit heiterem Gesicht unter uns geht. Herr Leutnant müssen doch dasselbe mitmachen wie wir. Ich sehe, wie Herr Leutnant kaum noch die Füße fortbewegen können, manchmal stehen bleiben und das Gesicht verzerren. Und dennoch immer gut gelaunt, das verstehe ich nicht."

„Der Offizier hat eben Pflichten. Als euer Führer bin ich verantwortlich für euer Leben und verpflichtet, euch glücklich durch alle Gefahren hindurch zum Bataillon zurückzubringen. Was gäbe es denn, wenn auch ich verzagen wollte? Wenn ich auch wie ihr hungere und dürste, wenn diese selbe Sonne so unbarmherzig auf mich herniederbrennt wie auf euch, wenn ich kaum noch auf meinen wunden Füßen stehen kann, mir darf dies alles nicht soviel ausmachen wie euch, dafür bin ich Offizier."

„Wahrhaftig, Herr Leutnant, so ähnlich denken die Leute. Sie betrachten es als eine Selbstverständlichkeit, daß Sie ihren letzten Zwieback unter uns verteilt haben, wo Sie doch schon seit zwei Tagen keinen Bissen mehr zu sich genommen haben. Daß Herr Leutnant vorhin im Weinberg keine Trauben gegessen hat, das können die Leute nicht verstehen. Bartsch, ausgerechnet der dumme Bartsch, sagt: ‚Der Leutnant hat keine Zeit zum Essen gehabt, der hat gebetet, ich hab's deutlich gesehen, wie er die Hände gefaltet und die Lippen bewegt hat.' Ist das wahr, Herr Leutnant, können Offiziere beten?"

„Ja, von Rüden, ich habe gebetet. Und nun will ich Ihnen was erzählen. Den Gasangriff auf Langemarck im April 1915 habe ich als Frontunteroffizier mitgemacht. Bis zum Tage vorher war ich Sanitätsunteroffizier in derselben Kompagnie. Drei Tage später wurde ich wegen Tapferkeit zum Offizierstellvertreter befördert und zum Leutnant eingereicht. Gleich am ersten Abend meiner Beförderung mußte ich die Kompagnie zum Schanzen in die vorderste Stellung führen. Auf dem Marsch zur Stellung schoß der Engländer mit schweren Schiffsgeschützen. Die Granaten schlugen noch keine 50 m von uns ein. Die erste war ein Blindgänger. Dumpf drang der Abschuß der zweiten Granate an unser Ohr, gleich darauf das bekannte Heulen in der Luft. Wenn die krepiert, sind wir alle verloren. Ich nehme meinen Rosenkranz hervor — von den Leuten hat's keiner gesehen — und bete, bete für meine Leute, daß ihnen nichts geschehe. Dumpf schlägt's in unserer Nähe auf, die Erde zittert, es war wieder ein Blindgänger. Alle 20 Granaten sind Blindgänger. Seit dieser Zeit habe ich immer gebetet, wenn ich die Kompagnie in und aus der Stellung führte. Nie habe ich dabei Verluste gehabt. Noch ein Fall. Es war 1916 in Galizien. Die Russen griffen in ungefähr 20 Wellen an. Meine Kompagnie lag als Reserve bei einer österreichischen Batterie hinter einer Anhöhe in einem Wassergraben. Das russische Sperrfeuer lag direkt in unserer Nähe. Die österreichische Batterie mußte bald das Feuer einstellen, die Kanoniere liefen davon. Auch meine Kompagnie wollte fortlaufen. Das durfte

um keinen Preis geschehen. Ich verrichtete ein kurzes Stoßgebet, sprang mitten ins Feld und rief den Leuten zu: ‚Bleibt ruhig liegen, die russischen Granaten tun euch nichts, seht mal, sie schlagen rechts und links von mir ein und treffen mich nicht.‘ Ich kann es Ihnen ruhig eingestehen, so ganz wohl fühlte ich mich doch nicht. Aber ich mußte den Leuten durch mein Beispiel Mut machen. Meine Absicht hatte ich erreicht, die Leute blieben liegen. Als nach kurzer Zeit Deutsche, Österreicher und Russen durcheinander — letztere mit erhobenen Händen — die Anhöhe heruntergelaufen kamen, ließ ich schnell die Kompagnie ausschwärmen und warf mich dem russischen Angriff entgegen, den wir auch glücklich zum Stehen brachten.

Vorhin, mein lieber von Rüden, wäret ihr achtlos an dem Weinberg vorbeigegangen, weil ihr um diese Zeit einfach keine Trauben mehr vermutet habt. Mich packte die fixe Idee, da müssen noch Trauben sein. Herr, flehte ich, laß ein Wunder geschehen, gib meinen Leuten Trauben. Und schon sah ich es zwischen den Blättern bläulich schimmern.

Selbstverständlich dürfen Sie das Wunder nicht so auffassen, als habe unser Herrgott in diesem Augenblick schnell einige Trauben wachsen lassen. Aber daß man bei der Traubenlese einzelne Trauben hängen ließ, das ist in meinen Augen eine göttliche Vorsehung. Und dafür habe ich dem Herrgott gedankt.

Glauben Sie mir, die Freude, euch essen zu lassen, war

größer als mein Hunger. Zudem mußte ich aufpassen, daß ihr nicht überrumpelt wurdet.

Sehen Sie, mein Lieber, man braucht kein Betbruder zu sein und kann doch an den Herrgott denken.“

„Herr Leutnant“, kommt's stoßweiße von des anderen Lippen, „ich glaube, ich kann auch wieder beten.“

Während dieses Gespräches sind wir auf einer Anhöhe angekommen. In einem großen Feigengarten, 300 m vor uns, sind Männer und Frauen mit dem Pflücken der Frucht beschäftigt.. Bei unserem Anblick ergreifen sie mit lautem Geschrei die Flucht. Schallendes Gelächter auf unserer Seite.

„Nä, Nä“, ruft einer, „es gibt doch noch Menschen, die vor uns fortlaufen, ehe wir mal geschossen haben.“

Ein Araberjunge kommt vom Garten her mit einem Korb im Arm uns entgegen. Mir gibt er den Korb und sagt: „Backschisch.“ (Ich schenke sie Dir.)

Mit Heißhunger werden die saftigen Feigen verzehrt.

Der Junge weiß sicher, wo es Wasser gibt. Ich sage nur das eine Wort: sidr (Wasser) und mache die Geste des Trinkens. Er hat verstanden und zeigt mit der Hand nach dem Straßenrand. Zunächst kann ich nichts sehen und suche. Da in der Erde eine Öffnung, eine Treppe führt 3 m tief in die Erde.

„Ein Brunnen, ein Brunnen“, rufe ich.

Alles rennt herbei, die Treppe hinunter. Nun liegen sie unten über dem Wasser und schlürfen mit glänzenden Augen lange, lange das erfrischende Naß.

Die Feldflaschen und Kochgeschirre werden mit Wasser gefüllt. Ich stehe in der Zeit oben und beobachte nach allen Seiten. Daß die in dem Feigengarten nur geflohen sind, um das nächste Dorf, das sicher hinter einer Anhöhe versteckt liegt, gegen uns mobil zu machen, ist mir klar. Auch dieser Araberjunge hat uns nicht umsonst die Feigen geschenkt.

Ein zweiter Araberjunge gesellt sich zu dem ersten. Kugeln pfeifen durch die Luft, allerdings noch weit entfernt von uns. Natürlich, denke ich, hab's gar nicht anders erwartet. Die Kugeln pfeifen schon näher an uns vorbei. Die beiden Araberjungen entfernen sich langsam. Ihre Aufgabe, uns aufzuhalten, haben sie erfüllt.

Die Kugeln schlagen ganz dicht neben uns in die Erde. Jetzt wird's Zeit, daß wir uns aus dem Staube machen. Etwas Besseres können wir nicht machen, denn von den Schützen ist nichts zu sehen. Ehe man uns ganz umzingelt hat, müssen wir die rettende Schlucht vor uns erreicht haben.

Die Kochgeschirre mit den Händen vorsichtig vor uns haltend, streben wir nach der Schlucht. Wir sind aus dem Regen in die Traufe gekommen. Der unsichtbare Feind hat die Höhen des Engpasses besetzt. Das Kesseltreiben beginnt jetzt erst recht. Auf den beiderseitigen Höhen laufen die Verfolger mit uns und schießen unablässig auf uns herab. Ein Araber läuft über den Kamm des Gebirges und schreit aus Leibeskräften. Sicher macht er die Bewohner des nächsten Ortes mobil.

Zwei Stunden lang laufen wir durch diese Hölle. Das ständige Einschlagen der Kugeln rechts und links und das Brüllen unserer Verfolger peitscht unsere Nerven auf, daß wir dem Wahnsinn nahe sind. Was nützt es uns, daß wir mit den Zähnen knirschen und dem Lumpengesindel alles mögliche wünschen, nur nichts Gutes. Wenn die Kugeln zu sehr uns um die Ohren pfeifen, drängen sich meine Leute unwillkürlich zusammen. „Auseinander", brülle ich mit Leibeskräften. Der Engpaß ist bald zu Ende und läuft in eine Ebene aus. In derselben wird zwischen Bäumen eine Ortschaft sichtbar. Nur noch ein Kegelberg trennt uns von der Ebene.

„Da möchte man aber bald verzweifeln", schreie ich laut auf. Auf dem Kegelberg steht eine Menge Araber, die mit der Hand das Auge beschattend, Ausschau nach uns halten. Sollen wir diese zweistündige Jagd auf Leben und Tod nur deshalb gemacht haben, um zuletzt den Raubgesellen dort in die Hände zu laufen? Gibt's denn gar keine Rettung mehr?

Fieberhaft suche ich nach einer Gelegenheit, die ein Ausbiegen seitwärts ermöglicht. Rechts vor uns ein Gebirgseinschnitt. Jetzt oder nie, denke ich. In dem Augenblick, in dem wir den Blicken der Verfolger und der uns Erwartenden entzogen sind, verschwinden wir in dem Seitental. Nach einigen 100 Metern biegen wir wieder in unsere ursprüngliche Richtung ein. Auf einer kleinen Anhöhe werfen wir uns hin. Es war die höchste Zeit. Ich klettere auf den Kamm der Anhöhe, um mich zu orientieren. Ich pralle zurück. Kaum

200 Meter weit links von uns stehen die Araber auf dem Kegelberg und halten immer noch Ausschau nach uns. Sie haben unser Einbiegen in die Seitenschlucht nicht bemerkt. So haben wir Zeit, etwas auszuruhen. Es macht uns einen Heidenspaß, daß wir ihnen dieses Schnippchen geschlagen haben. Ehe die nicht von ihrem Berg herunter sind, können wir nicht weiter, ohne uns zu verraten. Nach ihnen zu schießen hat auch keinen Zweck, da wir damit nur die anderen, die hinter uns her sind, auf unsere Fährte locken würden.

Die kommen soeben am Kegelberg an. Wild reden sie aufeinander ein und fuchteln mit den Armen in der Luft herum.

„Haltet euch zum Sprung bereit! Die drüben da werden uns bald suchen. Sobald sie den Berg herunter sind, laufen wir bis zur nächsten Schlucht. Bis sie auf unserer Spur sind, sind wir längst drüben in der Hochebene. Noch vor Sonnenuntergang müssen wir auf der Paßstraße sein."

Jetzt laufen unsere Verfolger den Berg hinunter. Sobald der letzte verschwunden ist, eilen wir, so schnell uns die Füße tragen, nach der Schlucht. Die anderen mögen lange nach uns gesucht haben.

Die Sonne steht mit ihrer großen goldenen Scheibe im Westen. Die Straße Damaskus–Rajak schlängelt sich wie ein weißes Band durchs Gebirge und kommt uns Stück für Stück näher. Noch eine kleine Anhöhe, dann können wir schnurstracks auf sie zumarschieren.

Zwei Araber kommen uns entgegen. Im letzten Augen-

blick sehe ich noch, wie die zwei sich hinknieen und das Gewehr in Anschlag bringen. Ihr Erzhalunken, euch werde ich das Handwerk legen.

„Kolonne halt!" rufe ich leise. „Habt ihr die beiden Dreckſäcke da oben gesehen, wie sie sich hinknieten und anlegten? Wißt ihr, was die wollen? Die ersten beiden von euch, die oben ankommen, werden sie über den Haufen knallen und dann davonlaufen. Später, wenn wir weitergegangen sind, kommen sie zurück und plündern die Toten aus. Hier in Deckung schwärmen wir in Schützenlinie aus mit 3 Meter Zwischenraum. So gehen wir vor und tauchen zu gleicher Zeit auf der Höhe auf. Dann werden sie das Schießen hübsch bleiben lassen."

Was nun geschieht, ist Augenblickssache. Uns alle auf einmal auftauchen sehen, die Gewehre fallen lassen und Hockstellung einnehmen, ist eins. Mit der gleichgültigsten Miene von der Welt sitzen sie da und lassen uns ruhig auf sich zukommen. Meine Leute kennen sich kaum noch vor Wut. Kein Wunder, daß sie die beiden halb lahm schlagen. Ihre Gewehre können wir nicht gebrauchen, deshalb werden sie vernichtet.

„Seht euch mal diese Helden an! Da ergreifen sie alle das Hasenpanier, wo sie sehen, daß ihre Genossen verprügelt werden."

Das Bild ist aber auch zu ulkig. Von den Hängen des Gebirges kommen hunderte von weißen Gestalten, sie überschlagen sich fast vor Eifer im Laufen. Und jetzt, wo sie sehen,

daß die zwei hier Pech haben, machen sie kehrt und gehen mit gesenktem Kopf nach dem Gebirge zurück.

Das wäre mal wieder gut gegangen. Trotzdem befällt mich Mutlosigkeit. Die Gesellen, die da soeben vom Gebirge herunterkamen, sind dieselben, die uns schon den ganzen Tag verfolgen. Sie werden nicht mehr von uns loslassen. Noch folgen sie in respektabler Entfernung. Einmal werden sie uns doch stellen, und dann? Ich wage nicht weiter zu denken, für einen Augenblick schließe ich die Augen. Zu feige, uns offen anzugreifen, schießen sie aus dem Hinterhalt, solange wir von Bergen eingeschlossen sind. Im freien Gelände lassen sie uns von wenigen beobachten. Wenn sie herausbekommen haben, daß wir nur ein paar Gewehre haben, dann werden sie sich auf uns stürzen und uns zur Strecke bringen.

Die Straße Damaskus — Rajak liegt jetzt so nahe, daß wir hoffen können, sie in einer halben Stunde zu erreichen.

„Da stehen schon wieder zwei von diesen Halunken", preßt Freißmann wütend zwischen den Zähnen heraus. „Weiß der Kuckuck, was diese Hunde eigentlich an uns suchen".

„Sehr einfach", entgegne ich, „die merken, daß wir auf dem Rückzug sind. Dazu werden sie vom Engländer gut bezahlt, damit sie uns überfallen. Was sie aber so frech macht, ist, weil sie verflucht gerne ein deutsches Gewehr hätten."

„Und wir müssen die Karnickels sein, die sie nach Herzenslust kreuz und quer jagen", meint Hänel.

Mit dem Glas betrachte ich die beiden da vorn in ihren farbigen Gewändern. Die glauben, ich will schießen, und nehmen Reißaus.

Immer näher kommt die Paßstraße, noch eine letzte Steigung, dann haben wir sie erreicht.

„Halt" schreit Freißmann und reißt mit beiden Armen seine Nebenmänner zurück. Noch einen Schritt weiter, und die drei wären in die Tiefe gestürzt. Dreißig Meter unter uns ein Araberdorf, ein Fluß und daneben der Schienenstrang der Eisenbahn. Das kann nur die Bahnlinie Damaskus — Rajak sein. Leb' wohl Paßstraße, wir werden der Bahnlinie folgen, die führt uns bestimmt nach Rajak. Vielleicht haben wir Glück, irgendwo einen Zug zu erreichen. Auch Wasser werden wir immer haben.

Vom Dorfe her kommt ein Araber zu uns heraufgeklettert, macht mehrere Verbeugungen vor uns und kauderwelscht etwas uns Unverständliches. Ich verstehe nur Allah.

„Achmed, frage mal den Kerl, was er will!"

Er gibt sich als Freund der Türken und Deutschen aus und erbietet sich, uns durchs Gebirge nach Baalbek zu führen. Dazu habe ich keine Lust, da die Bahn und das Wasser dort unten eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf mich ausüben.

Unter fortwährenden Verbeugungen und die Hände wie beschwörend erhoben sucht der menschenfreundliche Moslim mir klar zu machen, daß der Engländer die Bahn bereits besetzt habe, daß es für uns nur noch den Weg durchs Ge-

birge gebe. Inzwischen hat sich eine stattliche Anzahl Araber um uns versammelt. Es scheinen wirklich uns wohlgesinnte Leute zu sein; denn sie haben keine Waffe bei sich. Ich glaube ihren treuen Gesichtern und will gerade den Vorschlag, mich von ihnen durchs Gebirge führen zu lassen, annehmen, als Freißmann ruft: „Herr Leutnant, Vorsicht! eben hat der Kerl seinen Kumpanen mit den Augen zugeblinzelt."

Jetzt fällt mir auch das freudige Gebaren des Sprechers auf, wie er sich die Hände reibt. Also doch eine Falle, denke ich. Da packt mich die Wut. Ich ziehe meine Pistole und deute ihm an, so schnell wie möglich mit seinen sauberen Genossen zu verschwinden. Unser angeblicher Freund macht ein bekümmertes Gesicht und zuckt mit den Schultern, als wolle er damit sagen: da kann ich euch nicht helfen.

Mit vorgehaltenem Gewehr machen wir die Bahn frei und marschieren den Hang hinunter über eine Holzbrücke auf das Bahngleis auf dem jenseitigen Flußrand.

Das haben die Araber nicht erwartet. Zuerst stehen sie wie angewurzelt, dann ziehen sie sich ins Dorf zurück. Keiner wagt es, uns zu folgen. Ich aber weiß, daß sie so leichten Kaufs uns nicht aufgeben werden. Bestimmt holen sie ihre Waffen und werden uns nach einiger Zeit folgen. Die Sonne ist untergegangen, lange können wir nicht mehr marschieren. Drum muß ich nach einer günstigen Stelle Ausschau halten, wo wir übernachten können und zugleich gegen einen etwaigen Überfall gesichert sind.

Nach einigen hundert Meter macht die Bahn einen

scharfen Bogen um einen hohen Felsvorsprung herum. Dem Gesichtsfeld der Dorfbewohner sind wir entzogen.

Zwischen der Bahn und dem Baradafluß zieht sich eine schmale Wiese hin. Sie ist für unsere Zwecke wie geschaffen. Rechts der breite, reißende Fluß bietet genügend Schutz nach jener Seite, links die steile Gebirgswand schützt uns nach dieser Seite. Vom Fluß bis zur Felswand sind es kaum 30 Meter.

Gerade wollen wir uns auf die Wiese niederlassen und für die Nacht häuslich einrichten, als Steinke nach dem gegenüberliegenden Felsen zeigt: „Da oben sind deutsche Soldaten."

Wahrhaftig in einer Höhe von 200 Metern klettern zwei Gestalten. Wir winken ihnen, herunter zu kommen. Zaghaft klettern sie abwärts. Jetzt sind sie unten auf der Straße, schauen ängstlich nach dem Araberdorf und kommen bis ans andere Flußufer. Bei dem starken Getöse des Flusses ist eine Verständigung kaum möglich. Ich winke Ihnen, zu uns herüberzukommen. Mit verstörtem Gesicht zeigen sie nach dem Dorfe und suchen sich zu verstecken.

Aha, da kommen sie, die Menschenfreunde von vorhin. Im Gänseschritt, einer hinter dem andern, das Gewehr über der Schulter, den Kolben nach hinten, schleichen sie am Straßenrand entlang. Nun ziehen sie drüben an uns vorbei. Gegenseitig halten wir uns scharf im Auge.

„Von Rüden und Freißmann, ihr beide folgt der Bande da drüben auf dem diesseitigen Ufer und paßt gut auf, was die machen!"

Nach kurzer Zeit kommen die beiden zurück und melden, daß die Araber einige hundert Meter weiter Höhlen, die in der Felswand seien, besetzt hätten.

Die beiden Deutschen am jenseitigen Ufer suchen nach einer passenden Übergangsstelle. Ein altes Mütterchen, das des Weges kommt, führt sie nach einer nahe gelegenen Brücke. Bald sind sie bei uns.

Verfluchte Schweinebande, knirsche ich zwischen den Zähnen, wie die beiden erzählen. Es sind Bagageleute unseres 3. Bataillons. Bei dem Versuch, gestern Abend durch das enge Baradatal aus Damaskus zu entkommen, hat englische Kavallerie mit Maschinengewehren die ganze Bagage zusammengeschossen. Was nicht zusammengeschossen wurde, floh durch den Fluß auf die andere Seite. Diese beiden hier wurden von denselben Mordgesellen, die da soeben vorbeigezogen sind, ausgeplündert und in einer Höhle hoch oben im Felsen gefangengehalten.

„Kameraden, hier sind wir nicht mehr sicher, wir müssen noch etwas weitermarschieren. Auf keinen Fall dürfen wir die Schwefelbande vor uns lassen, da wir das Vorgelände nicht kennen. Haltet euer Gewehr schußbereit. Achmed, du wirst den Halunken zu verstehen geben, daß sich keiner rührt. Der erste, der sich rührt, wird niedergeknallt!"

Vorsichtig schlängeln wir uns am Ufer entlang, Bäume bieten uns Schutz, so daß man uns von der anderen Seite nicht beobachten kann. Die Dämmerung kommt uns auch noch zu Hilfe.

Wir sind an der Brücke, auf der vorhin die zwei Kameraden herüberkamen. Ein Bahnhofsgebäude steht daneben.

„Jetzt aufgepaßt", sagt von Rüden, „da drüben sitzen sie in den Höhlen. Sie haben uns noch nicht gesehen."

Jetzt ist mir klar, weshalb sie oberhalb der Brücke Posten gefaßt haben. Die glauben sicher, wir würden über die Brücke auf die Straße kommen. Dann hätten sie leichtes Spiel mit uns. Nichts zu machen. Die schauen nach der Straße und merken nicht, wie wir auf der anderen Seite in Höhe von ihnen angelangt sind. Der Lauf unserer Gewehre ist auf sie gerichtet. Achmed ruft hinüber. Das haben sie nicht erwartet. Sie sind so bestürzt, daß sie gar nicht wagen, sich zu rühren. So ziehen wir vorbei. Es sind aufregende Augenblicke. Die Bäume am Flußufer werden dichter, so daß wir nichts mehr zu fürchten haben.

„Die werden uns heute nicht mehr folgen. Aber morgen dürfen wir uns auf allerhand gefaßt machen. Wickelt euch gut in eure Zeltbahn und schlaft, damit ihr morgen frisch seid. Bartsch, Sie übernehmen die erste Wache!"

Bartsch hat am Bahngleis Posten gefaßt. Die anderen liegen in ihren Zeltbahnen und schlafen fest.

Ich sitze etwas abseits. Schlaf kann ich nicht finden. Alles, was ich in den letzten 24 Stunden erlebt habe, zieht an meinem Geiste vorbei. Kaum kann ich begreifen, wie wir dies alles ertragen konnten, es ging doch fast über menschliche Kraft. Armer Lissek, du mußtest dein Leben lassen. Du hast deinen Tod geahnt und durftest dir nichts anmerken lassen.

Wie schwer muß es dein Herz bedrückt haben. Verzeihe mir, wenn ich streng zu dir war. Jetzt werden die Schakale deinen Körper zerreißen, morgen werden deine Knochen schon von der Sonne gebleicht. Fort ihr schrecklichen Gedanken, schlafen will ich. Doch ich kann keinen Schlaf finden. Meine Füße schmerzen mich entsetzlich. Mein Kopf sticht und will auseinanderbersten. Die Augen fallen mir zu. Ich will sie gewaltsam öffnen, die Augenlider kleben fest. Ich will mich nach Bartsch umdrehen, falle um und bin fort. Die Müdigkeit hat mich doch übermannt.

In wirren Träumen wälze ich mich am Boden. Entsetzt schnelle ich empor, falle wieder zur Erde nieder vor Schmerz an den Füßen. Das war doch ein Donner, der mich eben geweckt hat. Am Himmel funkeln die Sterne.

„Posten!"

Der kommt vom Bahngleis auf mich zu. Es ist immer noch Bartsch. Also kann ich nicht lange geschlafen haben.

„Bartsch, hat's eben gedonnert?"

„Nein, Herr Leutnant. Da ist son Ding auf der Bahn vorbeigefahren, Soldaten haben drauf gestanden und gepumpt."

Gepumpt? Was mag denn das gewesen sein? Das war eine Draisine.

„Was waren das für Soldaten?"

„Deutsche, Herr Leutnant."

„Wohin sind sie denn gefahren?"

„Da naus", mit der Hand zeigt er in der Richtung nach Damaskus.

Was gilt's, das waren sicher Pioniere, die eine Brücke sprengen. Also sind wir die Letzten.

„Haben Sie denn nicht die Soldaten angerufen?"

„Nein, Herr Leutnant."

„O Bartsch, du bist und bleibst ein Idiot."

Der schaut mich ganz verwundert mit seinen treuen Augen an. Er weiß nicht, ob er lachen oder weinen soll. Du hat der Leutnant zu ihm gesagt und hat doch ein Gesicht gemacht, als ob er mich umbringen wollte.

„Bartsch, jetzt machen Sie Ihre Löffel recht weit auf. Wenn das Ding zurückgefahren kommt, halten Sie es an, die müssen uns mitnehmen. Sagen Sie es auch dem Posten, der nach Ihnen aufzieht!"

„Jawohl, Herr Leutnant."

Ich will mich wieder hinlegen. Da erschüttert ein furchtbarer Knall von Damaskus her die Luft. Die Pioniere sind an der Arbeit, denke ich noch, und fort bin ich wieder.

Die Sonne weckt mich mit ihrem sengenden Strahl. Donnerwetter, der Posten hat uns nicht geweckt. Und die Draisine? Ich rufe nach dem Posten. Keine Antwort. Am Bahnkörper finde ich ihn liegend in festem Schlaf. Es ist Freißmann. Ich kann rütteln, wie ich will, er wird nicht wach. So ungern ichs tue, ich muß. Ich gebe ihm eine schallende Ohrfeige. Die hat gewirkt. Er rappelt sich hoch und reibt die Augen.

„Freißmann", brülle ich ihn an, „was haben Sie gemacht?"

Jetzt kommt er zu sich, erschrickt und schlägt die Hacken zusammen.

„Freißmann, Sie Unglücksmensch, wissen Sie, was es heißt, auf Posten vor dem Feinde geschlafen zu haben? Wissen Sie, was darauf steht?"

„Jawohl, Herr Leutnant", stottert er, „erschießen". Entsetzt starrt er mich aus müden Augen an.

Er will etwas sagen. Mit einer Handbewegung schneide ich ihm das Wort ab.

„Freißmann, das müssen Sie wieder gutmachen."

„Jawohl, Herr Leutnant."

Die Leute wollen liegen bleiben und warten, bis die Draisine zurückkommt. Damit haben sie bei mir kein Glück; denn ganz energisch kommandiere ich den Weitermarsch. Ich vertröste sie damit, daß wir immer noch aufsteigen könnten, wenn die Draisine komme. Sie dürfen auf keinen Fall wissen, daß Freißmann geschlafen hat, sie würden ihn lynchen, obwohl keiner von ihnen es anders als Freißmann gemacht hätte.

Es dauert einige Zeit, bis die Füße sich wieder an das Marschieren gewöhnt haben. Überhaupt fällt uns das Gehen heute schwerer, da wir zu entkräftet sind. Oft müssen wir uns hinsetzen und ruhen. Ein Glück, daß die Bevölkerung uns ungeschoren läßt. In einem Ort können wir uns sogar Milch und Eier kaufen. Das gibt wieder etwas Kraft.

Kilometer um Kilometer legen wir unter den versengenden Sonnenstrahlen zurück. Rechts neben dem Bahndamm fließt in der Tiefe der Barada, daneben führt die Straße, auf der

seit einiger Zeit ein Araber in gleicher Höhe mit uns marschiert und uns ständig im Auge behält. Man hat uns also doch nicht aufgegeben. Der da unten wird schon aufpassen und im gegebenen Augenblick die Kumpane, die auf Schleichwegen durchs Gebirge eilen, um einen Vorsprung zu gewinnen, herbeirufen. Ob sie heute zum vernichtenden Schlage gegen uns ausholen? Ihr armen Kameraden, die ihr frohen Muts und voller Hoffnung vorwärts strebt, weil man euch in den Dörfern heute morgen in Ruhe ließ, ihr ahnt gewiß nicht, daß ein neues Unheil bald über euch hereinbrechen wird. Ich will euch euren frohen Mut nicht rauben.

Ich bleibe eine kurze Strecke hinter ihnen zurück, ziehe meine Pistole, lege sie auf den Araber an. Der macht schnell kehrt und läuft zurück.

Gegen Mittag kommen wir in eine Ebene. Die Berge treten auf beiden Seiten zurück. Der Abstand des Flusses von der Bahn wird immer größer, und damit versiegen auch unsere Wasserquellen. Die Sonne brennt glühend heiß, kaum können wir uns noch weiterschleppen. Kurze Rast, dann weiter. Jede Verzögerung entfernt uns immer mehr von den Deutschen und läßt den Engländer näher kommen.

Wenn ich nicht schon gewußt hätte, daß wir der kümmerliche Rest der Palästinaarmee sind, so müßte es mir jetzt klar zum Bewußtsein kommen. Denn vor uns liegen entgleiste Eisenbahnzüge, ineinandergefahren, die Wagen zum Teil zerstört und umgekippt. Zwei Lokomotiven stehen noch unter Dampf.

O Freißmann, seufze ich, hättest du nicht geschlafen, dann wären wir heute nacht noch gerettet worden.

Meine Leute freuen sich, daß sie mal wieder Wasser trinken können. Sie klettern auf die Maschinen, um aus den Kesseln das Wasser laufen zu lassen. Es ist noch ganz heiß. Das macht nichts. Die Kochgeschirre werden gefüllt, einmal wird es kalt werden. Auch stört es uns nicht, daß das Wasser ölig ist und nicht gerade angenehm riecht. Wir haben schon ganz anderes Wasser getrunken.

Allmählich kommen die Berge wieder näher, die Ebene wird enger. Vor uns ballt sich ein hohes Gebirge. Am Fuße desselben ein größerer Ort. In einer Viertelstunde werden wir im Dorfe sein.

Stete Gefahr schärft das Auge. So merke ich sofort, wie es rechts am Berghang lebendig wird. Durch das Glas erkenne ich Menschen in Khaki-Uniformen, die in die Ebene herabsteigen. Nur kann ich noch nicht unterscheiden, ob es Deutsche oder Engländer sind.

Wir bleiben stehen, um sie näher kommen zu lassen. Auch sie bleiben stehen und beobachten uns. Wir gehen weiter, sofort setzen sie sich auch in Bewegung.

Das können unmöglich Engländer sein; denn offenbar haben sie Angst vor uns. Es müssen Deutsche sein, die uns für Engländer halten.

„Hallo, wir sind Deutsche, kommt nur!" So rufen wir und winken. Unser Rufen bewirkt das Gegenteil. Sie laufen, was sie können, und zwar direkt auf Damaskus zu.

Zwei meiner Leute laufen ihnen nach und bringen sie her.

Langsam kommen sie näher. Ich freue mich über die Verstärkung; denn jetzt werden wir eine beachtliche Macht darstellen, die man nicht so leicht anzugreifen wagt. Hat sich was. Meine Freude bekommt gleich einen Dämpfer, als ich sehe, daß die Leute ohne Gewehre sind.

Fünfzig Versprengte unseres 3. Bataillons sind es, total erschöpft und in zerrissenen Kleidern. Erbarmungswürdige Gestalten, nur noch Skelette mit tiefliegenden Augen, das Gesicht von Entsetzen und Todesangst verzerrt.

Ein Unteroffizier meldet mir in abgerissenen Sätzen, vorgestern bei dem Feuerüberfall der Engländer im Baradatal hätten sie sich mit 150 Mann nach dem Antilibanon gerettet. Araber — dieselben, die auch uns von der Bahn abdrängen wollten — hätten sie ins Gebirge gelockt, dort überfallen und ausgeplündert. Viele ihrer Kameraden lägen erschlagen und verwundet im Gebirge. Sie selbst würden nun schon zwei Tage lang von Beduinen wie wilde Tiere gehetzt.

„Herr Leutnant", fährt der Unteroffizier fort, „die Beduinen sind hinter uns her, bald werden sie am Gebirgsrand erscheinen."

Mein Fähnlein ist auf 65 Mann angewachsen. Hätten sie noch alle ein Gewehr, ein leichtes wäre es, uns durchzuhauen, ja mit einem englischen Bataillon würde ich den Kampf aufnehmen.

Aber 14 Gewehre und 7 Pistolen, du meine Güte, wie soll ich das schaffen, wenn wirklich ein ernstlicher Gegner

uns stellt. Das mußte schon ein gewaltiger Trupp Beduinen gewesen sein, der die 150 Mann angriff und zum größten Teil vernichtete. Unsern Patronenvorrat wenigstens können wir ergänzen. Jeder Mann bekommt 20 Stück.

Mein Plan ist fertig.

„Kameraden, ich werde euch führen und, so Gott will, glücklich zum Regiment zurückbringen. Ich verlange von euch nur unbedingten Gehorsam und Disziplin. Wer nicht pariert, wird aus unseren Reihen ausgestoßen."

Acht Gruppen stehen marschbereit, die erste und letzte bewaffnet. Die Unbewaffneten und Verwundeten sind in der Mitte.

Ich will das Kommando zum Weitermarsch geben, da fallen Schüsse, Kugeln pfeifen über uns hinweg.

„Hinlegen!"

Der Gebirgshang wimmelt von weißen Gestalten, es werden ihrer von Minute zu Minute mehr. Eine Schützenlinie zieht sich quer durch die Ebene, wächst über die Bahnlinie hinaus bis zur anderen Bergkette. Immer weiter wälzt sich der Strom den Abhang herunter. Ganz dicht, Mann neben Mann liegen sie.

Ehe diese Schützenlinie sich gegen uns in Bewegung setzt, müssen wir in Feuerstellung sein.

Neben dem Bahngleis — 5 Meter entfernt — führt ein Weg nach dem Dorf. An diesen Weg angelehnt lasse ich die beiden ersten Gruppen in dünnem Schützenschleier ausschwärmen und zwar so, daß die zweite Gruppe sich gleichmäßig auf die erste verteilt. Wenn sie auch nicht alle schießen können, so täuschen sie dem Gegner eine kampfkräftige Truppe vor. Zwanzig Meter vor mir liegt eine mustergültige Schützenlinie, die mein Kommando noch hören kann. Immer wieder hämmere ich ihnen ein: „Sparsam mit den Patronen umgehen und nur schießen, wenn ich es befehle." Der Gegner liegt noch 2000 Meter von uns entfernt und ballert, was das Zeug hält. Vorläufig ist er uns nicht gefährlich.

Gefahr droht uns fürs erste von der anderen Bahnseite her; denn dort hat sich die Schützenlinie in Bewegung gesetzt. Man will uns sicher umgehen und in den Rücken fallen. Meine beiden letzten Gruppen — die Verteilung ist dieselbe wie bei den beiden ersten — besetzen den Bahndamm. Sobald der Gegner auf 800 Meter herankommt, eröffnen sie ein langsames aber wirkungsvolles Schützenfeuer. Trotz aller Verluste geht die feindliche Schützenlinie unentwegt vor.

Schweiß tritt mir auf die Stirne. Ob's meine Leute packen werden? Es kann und darf nicht geschehen, daß wir unterliegen. Die vier Stunden bis zum Abend werden uns noch sauer werden.

Ein Araber kommt zu mir. Er ist ein verkleideter Türke. „Effendi", sagt er, „sei vorsichtig, gehe nicht zu nahe an den Feind heran. Da vorne liegen 500 Beduinen, die wollen euch abschnappen. Wenn es nicht bei Tage gelingt, wollen sie euch in der Nacht überfallen, wenn ihr durch das Dorf kommt." Schnell entfernt er sich wieder.

Schöne Aussichten. Daß sie uns bei Tage nicht bekommen, dafür werde ich schon sorgen, für die Nacht werde ich mir eine andere Marschroute ausdenken, die sollen lange auf uns warten.

Links ist der Feind auf 300 Meter herangekommen. Seine Reihen sind stark gelichtet. Bartsch ist in seinem Element. Die Patronen hat er alle verschossen, die Kameraden geben ihm einige ab.

Die feindliche Schützenlinie stockt, wirft sich hin und eröffnet das Feuer. Sie können uns nichts anhaben, der Bahndamm ist eine zu gute Deckung. Langsam flaut beim Gegner das Feuer ab, nur ab und zu fällt ein Schuß, wenn einer der unsrigen etwas zu vorwitzig ist.

Der Feind rechts der Bahn liegt immer noch auf der alten Stelle. Anscheinend wartet er ab, bis die andern uns im Rücken sind. Ich beobachte durch das Glas. Um besser sehen zu können, habe ich mich aufrecht gestellt. Im nächsten Augenblick flitze ich zu Boden. Von hinten streift eine Kugel mein rechtes Ohr und durchlöchert meine Zeltbahn, die ich um die rechte Schulter trage.

Von drei Seiten werden wir jetzt beschossen. In unserm Rücken fällt in regelmäßigen Abständen ein Schuß. Folglich kann dort nur ein einzelner Schütze sein, der mir aber mit der Zeit, wenn er eingeschossen ist, die Leute meiner rechten Schützenlinie einzeln wegknallen kann.

„Bartsch! — — — Jetzt beobachten Sie mal rückwärts und passen gut auf, wo der Schütze versteckt ist!“

Zwei Schüsse knallen durch die Luft, da ruft Bartsch:

„Herr Leutnant, hab ihn schon, da hinten auf dem Hügel ein kleines Rauchwölkchen. Jetzt sehe ich den Kopf.“

Mit dem zweiten Schuß hat Bartsch ihn weggeknallt. Wir werden von der Seite nicht mehr belästigt.

Langsam schleichen die Stunden dahin, sie werden zur Ewigkeit. Ganz selten fällt drüben ein Schuß. — — Ein Aufschrei. — — Am Bahndamm wirft ein Mann die Hände in die Luft und fällt rückwärts den Damm hinunter.

Armer Steinke! Auch dein Todesahnen hat sich erfüllt. Mitten ins Herz hat ihn die Kugel getroffen.

In einem Briefumschlag liegen fein säuberlich 150 Mark, seine Ersparnisse, die er der Mutter schenken wollte. In der inneren Rocktasche über dem Herzen steckt ein Brief seiner Mutter, von zittriger Hand geschrieben. Er ist durchlöchert von der Kugel.

Geld und Brief nehme ich an mich. Wenn wir in Sicherheit sind, werde ich beides an die Mutter schicken. Hoffentlich finde ich dann die rechten Worte, um ein todwundes Mutterherz zu trösten.

Endlich, endlich ist die Sonne hinter den Bergen verschwunden. In einer halben Stunde wird's Nacht sein.

Die Schützen sammeln sich und kommen zurück. Sie tragen Steine zusammen und decken damit den Toten zu. So hat er wenigstens ein Grab. Diese Nacht werden ihm die Schakale nichts anhaben. Morgen werden die Engländer da sein und ihm ein ordentliches Grab schaufeln.

Stumm stehen die Kameraden um das Steingrab, ich bete ein kurzes Gebet. Zum letzten Gruß legen wir die Hände an die Mütze und marschieren schweigsam in die dunkle Nacht. Dunkle Schatten bewegen sich fast geräuschlos zu beiden Seiten des Geleises. 15 Meter voraus marschiere ich mit Bartsch und Freißmann.

Ich höre meine Begleiter atmen, so ruhig ist's. Die Ruhe vor dem Sturm, denke ich. Kommen wird dieser Sturm, aber wann?

Es ist ein Marsch auf Leben und Tod.

„Herr, hilf uns oder mach's kurz."

Mit fiebernden Augen spähen wir nach rechts, nach links und geradeaus. Meine Pulse jagen.

Jetzt, jetzt muß es kommen das Unbestimmte. — — — —

Mein Kopf ist wieder ganz klar. — — — — — — —

Aus dem Dunkel treten rechts und links der Bahn die Umrisse hoher Bäume hervor. Sie werden deutlicher, kommen näher. Noch 20 Meter.

Ein Hund schlägt an. Aus hunderten von Gewehren blitzt das Mündungsfeuer, Kugeln zischen über uns hinweg.

„Hinwerfen!" — — — — — „Ruhig nach dem Mündungsfeuer zielen und dann schießen! — — — Gut so, noch einmal eine Lage!"

Drüben lautes Aufbrüllen: Bomba, bomba (Ich bin verwundet). Der Feind stellt urplötzlich das Feuer ein, wir auch. — — — —

Lautlose, beängstigende Stille. — — — — — —

Neben uns rechts im niedern Gestrüpp ein Knistern, wie wenn Menschenfüße dürres Holz zertreten. Weiße Gestalten huschen vorüber. — — —

Wir rühren uns nicht, wagen kaum noch zu atmen. — —

Schnell handeln, hämmerts in meinem Schädel, ehe man uns umzingelt hat. Mit gedämpfter Stimme spreche ich:

„Acht Mann, die Mut haben, herkommen!"

Acht Mann kommen angekrochen.

„Alles gut herhören", flüstere ich, „wir schleichen an den Feind heran, stürzen uns mit Hurra auf ihn und schlagen alles nieder, was rechts und links der Bahn liegt. Die anderen laufen in der Zeit schnell durch. Wir kommen bald nach."

Das laute Geschwätz der Araber erleichtert uns das Heranpirschen. Auf fünf Meter sind wir heran, jeden einzelnen Mann können wir erkennen, das Weiße ihrer Kleidung verrät sie.

Sprungbereit liegen wir da. Ich hebe meinen Arm — — — lasse ihn sinken. Im selben Augenblick brüllen neun Stimmen Hurra. Die Araber rühren sich nicht, der Schreck hat sie gelähmt. Und schon sausen unsere Gewehrkolben mit dumpfem Aufschlag auf Araberschädel. Rechts und links der Bahn räumen wir gründlich auf. Mehr als zwei Dutzend tote Araber liegen am Boden, von den anderen sieht man nur noch wehende weiße Gewänder in der Nacht verschwinden.

„Nicht verfolgen", rufe ich, „schnell auf den Bahndamm und vorwärts marsch, marsch!"

Die Kameraden sind bald eingeholt, unbehelligt kamen sie durch die Araberkette.

Unaufhaltsam streben wir vorwärts dem Gebirge zu. Wir müssen aus dem Bereich des Dorfes kommen, wo heller Aufruhr herrscht.

Die Araber haben keine Lust, uns zu verfolgen. So können wir in eine langsamere Gangart übergehen. Es ist auch Zeit; denn die Bahn beginnt zu steigen. Höher und höher geht's, die Ebene liegt weit und tief hinter uns.

Ein klares Gebirgsbächlein plätschert neben der Bahn talabwärts. Wie die Soldaten Gedeons schöpfen wir mit der hohlen Hand das kristallklare, kühle Wasser.

Mitternacht. Über 2000 Meter sind wir hochgeklettert. Die Leute wollen sich hinlegen und schlafen.

„Beißt auf die Zähne, diese Nacht müssen wir durchhalten. Am Morgen suchen wir ein sicheres Plätzchen, wo wir uns tagsüber verstecken können."

Das Stationsgebäude auf der Wasserscheide ist leer, ebenso der Lokomotivschuppen. Neben dem Gebäude glimmen die letzten Reste eines Feuers, ein Zeichen, daß die Bahnhofbesatzung noch nicht allzu lange diesen Ort verlassen hat.

„Wir kommen aber auch überall zu spät", knurrt Freißmann.

Durchdringend und vielsagend schaue ich ihn an. Da drückt er sich schuldbewußt zur Seite.

Die Leute packen sich nicht. Gerade wo sie stehen, fallen sie um und bleiben liegen. Alle Versuche, sie wachzurütteln,

scheitern. So schlaft denn in Gottes Namen. Vielleicht ist's euer letzter Schlaf vor dem ewigen Schlafe. Ich glaube ja selbst kaum noch, daß wir aus dieser Hölle herauskommen werden. Das Unheil ballt sich ja immer dichter zusammen. Die Schlappe von heute abend werden sie uns morgen schon heimzahlen. Wenn die mal rausbekommen haben, daß wir nur die paar Gewehre haben, werden sie sich nicht mehr zurückhalten lassen. Unsere paar Patronen werden sowieso bald verschossen sein.

Ich lege mich zu ihnen auf den Steinhaufen. Die harten, spitzen Steine dringen mir ins Fleisch, ich achte nicht darauf. Nur schlafen, schlafen. Ein frischer Wind weht über die Höhe, der den Schlaf noch fester werden läßt.

*

Die Sonne lacht uns ins Gesicht und weckt uns aus dem todesähnlichen Schlafe. Ich kenne meine Leute kaum mehr wieder, hat der Schlaf sie so gestärkt? Das ja, aber etwas anderes macht sie so froh. Hinter den nächsten Bergen liegt Rajak und die Ebene von Baalbek. Heute noch werden sie gerettet und vielleicht wieder beim Bataillon sein. Und gestern abend, ja das war schön, wie konnten sie da ihre verhaltene Wut an den Kapuzenmännern auslassen. Ja, das deutsche Hurra hat dem Gegner die Kraft gelähmt. Gemütlich plaudern sie, einer macht sich lustig über den anderen, wenn er die wunden Füße kaum aufzusetzen wagt. Ich freue mich, daß meine Leute so frohen Muts sind, eine rechte Freude

will jedoch nicht in mir aufkommen. Etwa drei Kilometer vor uns liegt ein großes Dorf, die ganze Einwohnerschaft hat sich am Bahnhof angesammelt und schaut nach uns. Woher wissen sie denn, daß wir kommen? Da steckt etwas dahinter. Ob nicht schon die Araber von gestern dort sind? Doch ich will die Freude der Kameraden nicht trüben. Unwillkürlich kommt mir ein Vergleich in den Sinn. Bei Schwerkranken, die tagelang mit dem Tod gerungen haben, flackert kurz vor dem Tode noch einmal die Lebenskerze auf. Man glaubt, jetzt hat er's gepackt. Und bald darauf hat ihn der Würger Tod gepackt. Ist's bei meinen Leuten nicht ähnlich? Auch sie haben tagelang mit dem Tod gerungen. Und jetzt, da in der Ferne die Rettung winkt, wetzt der Sensenmann seine Sense, um vielleicht schon in der nächsten Viertelstunde das blühende Leben abzumähen.

Todesahnung? Herr, wenn wir den Leidenskelch bis zur Neige trinken sollen, dann geschehe dein Wille. In deinen Schutz empfehle ich meine Leute.

Wegen der wunden Füße sind wir gezwungen, langsam talwärts zu gehen. Links und rechts Weinberge, vor uns ein Wiesental, durch das sich ein Bach schlängelt. In einiger Entfernung hält ein Araber mit der Flinte auf dem Rücken gleichen Schritt mit uns. Ständig schaut er nach uns herüber. Es wird ihm nicht entgehen, daß wir nur ein paar Gewehre haben. Plötzlich haut er ab und läuft auf das Dorf zu.

20 Patronen sind noch vorhanden. Im Weitergehen lasse ich die erste Gruppe nach links ausschwärmen, die drei

folgenden in die Zwischenräume hinein. Die anderen Gruppen gestaffelt schwärmen rechts heraus. Das Seitengewehr wird aufgepflanzt.

Festen Schrittes nähern wir uns der Menge am Bahnhof. Man läßt uns unbehelligt vorbeiziehen. Da niemand eine Waffe bei sich hat, schöpfe ich wieder Mut. Daß die Menge sich uns anschließen will, kann ich nicht zulassen. Mit der Pistole in der Hand deute ich ihnen an, der erste, der nachkommt, wird erschossen. Sie bleiben stehen, an ihren Mienen ist nichts zu erkennen.

Eine schmale, niedrige Hügelkette zieht sich quer durch das Wiesental. An einer Stelle ist sie durchbrochen, um der Bahn den Weg frei zu lassen. Um das künstliche Tor passieren zu können, will ich die Gruppen zusammenziehen. Dazu kommt es nicht mehr. Auf dem Hügel rechts der Bahn tauchen Araber auf, die ein rasendes Feuer auf uns eröffnen.

Schnell werfen wir uns zu Boden. Unsere Lage ist keineswegs beneidenswert. Hinter uns mehrere hundert Menschen, vor uns ein zehnfach überlegener Feind, dessen Feuer wir schutzlos preisgegeben sind. Ein Zurück gibt es nicht, das würde die Menge mutig machen, uns anzufallen. Nur der Angriff bleibt uns übrig. Und der muß gewagt werden, ehe die Meute hinter uns herankommt; denn sie bewegt sich schon. Meine erste Sturmwelle überquert ohne Verluste den Bahndamm und liegt am Fuße der Anhöhe. In kurzer Zeit sind wir alle drüben. Die Araber schießen zu hoch. Das gibt den Meinen Mut. Nur wenige Schüsse geben wir ab, der

Gegner ist nicht zu fassen. Sprungweise arbeiten wir uns empor. Auf 20 Meter sind wir am Feinde ran, den Körper dicht an die Erde gepreßt.

Jetzt oder nie, denke ich und rufe: „Sprung auf, marsch, marsch!" Mächtig schallt unser Hurra, noch lauter knallen die Gewehre der Araber. Ein Hagel von Geschossen fegt in unsere Reihen. Unmöglich, daß auch nur einer von uns durchkommt. Einer nach dem andern wirft die Hände hoch, fällt rückwärts und kollert den Hang hinunter. Ein harter Schlag an meinem linken Unterarm läßt mich zu Boden fallen. Das ist ein Brüllen und Schießen, als ob die Hölle los wäre. Die Bilder der fallenden Kameraden folgen so schnell aufeinander, daß ich sie gar nicht so schnell fassen kann. Ich liege noch allein oben, ein Blick nach unten. Da liegen sie alle, keiner rührt sich, einzelne Leichen treiben im Bach. Ich lasse mich den Hang hinunterkollern, ich falle auf Freißmann — tot. Da liegt Hänel, auch tot. Beide haben Kopfschüsse. Wo ich hinblicke, starre Ruhe. Von oben kommen die Araber, vom Dorfe her die Menge. Gnade mir Gott, dem einzig Überlebenden, man wird mich in Stücke zerreißen.

Aber dort auf der Bahn laufen ja deutsche Soldaten, einer, zwei, drei, vier. Also sind nicht alle tot. Schnell ihnen nach.

Wie ich über den Bach springe, schwimmt unter mir ein toter Soldat.

Bis jetzt hatte ich noch keine Zeit, nach meinem schmerzenden Arm zu schauen. Ich werde erst darauf aufmerksam,

als ich sehe, daß Rock und Hose voller Blutflecken sind. Der Rockärmel ist zerfetzt, Blut fließt aus einer Wunde. Zum Verbinden ist keine Zeit, ich halte den linken Arm hoch und laufe, so gut es meine wunden Füße gestatten.

An einer geschützten Stelle warten die Kameraden auf mich. Es sind: Sergeant von Rüden mit einem Hodenschuß, Bartsch mit einem Streifschuß am Oberschenkel, ein Mann vom 3. Bataillon und Achmed, beide unverwundet.

Man hätte glauben sollen, die Toten würden unseren Feinden genügen. Im Gegenteil, auch uns will man zur Strecke bringen, man will Rache nehmen für gestern Abend. Auf mich, den Führer haben sie es abgesehen, ich war ja schuld, daß sie so viele Verluste hatten. Schon laufen welche über den Kamm des Berges. Jetzt haben sie uns entdeckt. Die aufschlagenden Kugeln spritzen vom Bahndamm weg. Jeder Aufschlag reißt an unseren Nerven. Runter vom Bahndamm, rüber über den Bahndamm auf die andere Seite. So gehts zwei Stunden lang, ununterbrochen. Meinen Arm kann ich kaum noch hochhalten.

Ein Aufschrei. Sergeant von Rüden bricht mitten auf dem Gleis zusammen, ein Querschläger hat ihm die Halsschlagader aufgerissen. Das Blut spritzt im Bogen aus der Wunde. Ein paar Zuckungen, tot ist er.

Wir sind noch zu vieren.

Ein Weg, der an der steilen Bergwand vorbeiläuft, bietet uns Schutz. Auf ihm stolpern wir dahin. Gestrüpp nimmt uns auf. Halt! Wir stehen vor einer 10 Meter

hohen Felswand, der Weg hat aufgehört. Wir haben uns festgelaufen. Zurück können wir nicht mehr, wir würden den Verfolgern in die Arme laufen. Bleiben wir mal hier, vielleicht findet man uns nicht.

Wir lassen uns auf den Boden fallen. Der Mann vom 3. Bataillon fehlt. Achmed zeigt mit der Hand nach dem gegenüberliegenden Bergrücken. Dort läuft er, hinter ihm fünf Araber. Sie sind dicht hinter ihm. Ein Araber hebt das Gewehr und schlägt ihn mit dem Kolben nieder. Die fünf fallen über ihn her. Wir können nicht mehr hinsehen, es ist zu grausig.

Wüstes Geschrei kommt näher. Alles Blut ist aus unserem Gesicht gewichen, der Atem stockt. Bange, bange Minuten der Erwartung. Wir hören die Bestien keuchen und fletschen, sie sind ganz in unserer Nähe. Wir sehen sie, sie uns aber nicht. Vorbei sind sie. Sie werden wieder zurückkommen und uns dann finden. — — —

Das Blut erstarrt uns, die Stimmen der Zurückkehrenden werden stärker, lauter. — — — Da sind sie wieder.

An die Felswand gedrückt, mit offenem Munde, damit der Atem uns nicht verrät, erwarten wir das Ende. — —

Jetzt, jetzt kommt's. Wir schließen die Augen aus Angst vor dem Augenblick, wo der erste uns erblickt. Es ist schrecklich, dem Tode ins Auge zu sehen, besonders wenn man ihn kommen sieht, ohne etwas dagegen tun zu können.

Unsere Ohren, sie hören scharf und können jedes Geräusch fein unterscheiden. — —

Die Stimmen werden schwächer, verhallen schließlich in der Ferne. Ist's möglich? Hat man uns nicht entdeckt?

Ein tiefer, befreiender Atemzug.

Zufällig schaue ich an mir herunter und sehe das Blut an meinem Rock und an der Hose. Ach ja, die Wunde. Ich habe noch ein sauberes Taschentuch. Achmed wickelt es um die Wunde. Bartsch nimmt seine Halsbinde, macht eine Schlinge daraus, in die er den wunden Arm schiebt. Sie ist zu klein, um sie über den Hals zu befestigen. Wird sie halt am obersten Rockknopf befestigt. Bartsch verbindet seine Wunde mit einem Tuchfetzen.

Achmed schleicht sich an den Bach und füllt sämtliche Feldflaschen. Die erste trinke ich auf den ersten Ansatz leer.

Gesprochen wird nichts mehr. Die zwei sind schon fest eingeschlafen.

Meine Blicke lasse ich umherschweifen. Auf dem gegenüberliegenden Berg hebt sich ein nackter Leichnam ein wenig von der Erde ab. Auf dem Berge neben mir weidet friedlich eine Schafherde. Der Hund läuft geschäftig um sie herum. Der Hirtenjunge steht etwas abseits und bläst auf der Schalmei eine eintönige Melodie, die mich einschläfert.

Mit diesem Bild des Friedens im Herzen schlummere ich ein und schlafe fest.

Im Schlafe ist mir, als belle in der Ferne ein Hund. Das Bellen hält an, wird lauter. Ich öffne die Augen und — erbleiche. Da steht wirklich ein bellender Hund vor uns, da-

hinter drei Araber mit dem Gewehr im Anschlag. Anständige Kerle, die warten wenigstens, bis man aufwacht. Ruhigen Auges blicke ich sie an, schaue um mich und — — — erblicke über uns auf dem Felsen noch zwei Kerle, die ebenfalls den Gewehrlauf auf uns richten.

Wenn ihr wüßtet, daß wir keine Patronen mehr haben, könntet ihr euch diese Zeremonie ersparen.

Meine Kameraden erwachen und wollen erschreckt aufspringen.

„Bleibt ruhig sitzen. Werden uns wohl ergeben müssen. Scheinen ja einigermaßen anständige Kerle zu sein, die nicht nach unserem Leben trachten. In Gottes Namen Hände hoch!"

Jetzt erst kommen die fünf Banditen näher; wir bleiben am Boden sitzen, sind zu schwach, um aufzustehen. Als erstes nehmen sie uns die Waffen weg.

Ein Geräusch im Gestrüpp läßt sie herumschnellen. Mit vorgehaltenem Gewehr schleichen sie nach dem Gebüsch. Achmed füllt am Bache schnell die Feldflaschen.

Das Geld! schießt es mir durch den Kopf. Aus dem Brustbeutel nehme ich die Geldscheine — es sind 3000 Mark eigene Ersparnisse, 150 Mark von Steinke und 65 Mark von Lissek — und stecke sie in die linke Rocktasche in der Annahme, daß man mir den blutbefleckten Waffenrock nicht abnehmen wird. Bartsch hat noch ein Goldpfund.

„Steck's in den Mund!" rate ich ihm. Schon hat er's drin.

Sie kommen zurück, es war nichts gewesen. Fünf Augenpaare betrachten uns kritisch. Über das Gesicht des einen geht

ein teuflisches Lächeln, er hat in Achmed einen Türken, einen Todfeind erkannt. Schon hebt er das Gewehr und setzt die Mündung auf Achmeds Brust.

Achmed wechselt die Farbe, bleibt aber ruhig stehen und blickt dem Gegner fest ins Auge. In ohnmächtiger Wut füllen sich meine Augen mit Tränen. Impulsiv lege ich den verwundeten Arm um Achmeds Schultern, ziehe ihn fest an mich. Aus der Wunde fließt das Blut und tropft auf Achmeds Rock.

Der Räuber sieht mich erstaunt an, sein Gesicht verzieht sich zu einem häßlichen Grinsen. Langsam läßt er das Gewehr sinken und lacht.

Achmed ist gerettet.

Pistole, Seitengewehr mit Koppel, Fernglas, die Uhr und den Brustbeutel hat man mir genommen. Bartsch und Achmed müssen außer den Waffen auch noch ihren Rock hergeben.

Ein junger Araber, der sympathischste von den Fünfen, sieht meine Achselstücke.

„Effendi?" (Offizier)

„Ewed". (Ja)

„Bomba?" (Verwundet?)

„Ewed."

„Oh," dabei macht er ein mitleidiges Gesicht. Das gibt mir Mut, ihn um Brot zu bitten.

„Effendi, ekmed?" (Brot?) dazu die entsprechende Geste des Einschiebens in den Mund.

„Jok Effendi", (nein) Bewegung des Bedauerns. — — Er hebt den Zeigefinger hoch, was bedeuten soll, ich hab's. Er bedeutet mir, hier zu bleiben, er wolle welches holen gehen. Fort ist er.

Der Anführer sieht meine Schuhe und will sie haben. Ich zeige auf meine Schuhsohle und sage: „Kaputt", ich meine die Füße.

„Nix kapuut", er meint die Schuhe.

Ich muß deutlicher werden, setze mich auf die Erde, ziehe Schuhe und Strümpfe aus und zeige ihm die eiternden Fußsohlen.

„Ah, gutt."

Meine beiden Leidensgenossen machens mir nach mit demselben Erfolg. Unsere Schuhe dürfen wir behalten.

Die wilden Gesellen sind anscheinend zufrieden mit ihrer Beute. Sie werden manierlicher und fragen nach dem Ziel unserer Reise. Wie ich Rajak nenne, hebt der Anführer wie beschwörend die Hände:

„Nix Rajak, Effendi, oh nix, nix." Er versucht mir klar zu machen, daß der Engländer schon in Rajak sei, daß die Beduinen uns ausplündern und töten würden wobei er mit der Hand das Zeichen des Halsabschneidens macht. Der Weg nach Baalbek sei besser, man würde uns auch hier ausplündern, aber nicht töten.

In welcher Richtung Baalbek liege, will ich wissen. Mit der Hand zeigt er in der Richtung und deutet mit einer graziösen Handbewegung an, daß unserem Weitermarsch von

ihrer Seite nichts mehr im Wege stehe. Wir wollen aber auf den jungen Mann warten, der das Brot bringen will. Man mißversteht uns, deutet etwas energischer nach dem gegenüberliegenden Berg und sagt: „Toute suite!"

Bis an den Fuß des Berges begleiten sie uns noch, zeigen auf den Pfad und sagen: „Baalbek."

Wir sind in Gnaden entlassen.

„Sind doch anständige Kerle, nicht Bartsch? Haben uns nicht alles abgenommen, damit die anderen auch noch etwas bei uns finden."

Bartsch grinst nur.

Von allem Ballast befreit — die Feldflaschen hat man uns gelassen — klettern wir in der glühendsten Sonnenhitze den Berg hinauf, der ungefähr 1000 Meter hoch ist. Mühsam kraxeln wir auf allen Vieren. Nur zu schnell sind die Feldflaschen leer. Der Schweiß dringt aus allen Poren.

In halber Bergeshöhe schreckt uns ein Ruf aus der Tiefe. Unser Schreck verwandelt sich in Freude. Ein Mann und eine Frau hasten hinter uns her und winken.

„Wahrhaftig, die bringen uns Brot, die Frau trägt etwas auf dem Arm. Setzen wir uns hin und warten."

Ein wunderschönes Landschaftsbild zu unseren Füßen. Mitten in Bäumen liegt ein Dorf mit einer christlichen Kirche.

Jetzt verstehe ich, warum die Fünf so menschlich mit uns verfahren haben. Es sind Christen aus diesem Dorfe, aber trotzdem Räuber, die das Plündern als eine Selbstverständlichkeit betrachten.

Die zwei kommen an, der Mann lacht mit dem ganzen Gesicht, wirklich ein netter Kerl. Seine bildhübsche Frau lacht uns mit ihren weißen Zähnen an. Zehn Brotfladen, ähnlich dem Buchweizenpfannenkuchen, gibt sie uns. Es bereitet ihnen sichtliche Freude, wie wir mit Heißhunger die zehn Brote verschlingen.

Ich kann den Blick nicht von der Frau wenden. Solch eine Schönheit habe ich in diesem Lande noch nicht gesehen, diese großen, dunklen Augen, das dunkelbraune Gesicht, in dem zwei Reihen schneeweißer Zähne blinken, die schwarzen Haare, die unter dem Schleier hervortreten. Ich bilde mir ein, ihr zu gefallen, da sie etwas zu ihrem Mann sagt und mich dabei anlächelt.

Der tritt zu mir, seine Frau möchte meine Schuhe haben. Unter anderen Umständen hätte ichs getan, aber jetzt, ich kann unmöglich mit meinen wunden Füßen auf den Strümpfen gehen. Auch das Goldpfund, das er mir lächelnd anbietet, kann meinen Sinn nicht ändern. Er läßt nicht locker. Wenn ich ihm die Schuhe nicht geben wollte, müßte ich sie später einem anderen geben, behalten würde ich sie auf keinen Fall.

Der Mann hat recht. Wir werden handelseinig, ich gebe meine Schuhe her, als Ersatz bekomme ich seine. Du meine Güte, das waren einmal Schuhe, der Schaft ist abgeschnitten, das Leder hart wie Stein. Die Sohlen sind zwar ganz, aber zu hart für meine Füße.

Meine Wickelgamaschen will ich ihm auch überlassen. Nein, nein, die will er nicht, die soll ich behalten. Schon

kniet er vor mir und wickelt sie um meine Beine. Ich muß laut lachen über das ulkige Bild, das ich abgebe. Da ich eine Reithose anhabe, die nur bis zu den Waden reicht, schauen unter den Gamaschen die Strümpfe heraus, da ich ja nur mehr Halbschuhe anhabe. Der Mann sieht selbst ein, daß das nicht geht, nimmt die Gamaschen an sich und dankt.

„Bartsch, der Mann muß uns nach Baalbek führen; wenn der bei uns ist, wird uns niemand was antun."

Der Araber möchte ganz gerne uns den Gefallen tun allein schon wegen des versprochenen Geldes, aber seine bessere Hälfte ist entschieden dagegen. Ihrem Willen fügt er sich.

Als wären wir alte Bekannte, so herzlich ist der Abschied. Mann und Frau steigen abwärts ins Tal, wir nach oben.

Langsam und mühsam klettern wir hoch. Es muß schon Mittag sein; denn die Sonne brennt senkrecht auf uns. Der Durst quält uns entsetzlich.

Alles nimmt mal ein Ende, auch das Steigen. Auf dem Kamm des Gebirges bieten zerklüftete Felsen Schutz gegen die Mittagssonne. Gern möchten wir hier bis zum Abend bleiben, wenn nur nicht der quälende Durst wäre.

Ein altes Männchen kommt des Weges und murmelt etwas vor sich hin. Von ihm will ich wissen, wo Rajak, wo Baalbek liegt. Mit seinem Stab zeigt er nach halblinks auf eine große Rauchsäule: Rajak, dann nach halbrechts: Baalbek. Zwischen beiden Orten die Ebene von Baalbek.

Der Alte sieht meine Schuhe, will sie haben.

„Jok Effendi" (nein, mein Herr).

Auch die Strümpfe will ich ihm nicht geben. Unwillig brummt er etwas in den langen Bart und trottet weiter.

Hinter einem Felsen lugen wir vorsichtig nach der Ebene, ob nicht von irgendwo Gefahr drohe. Blitzartig verschwinden wir hinter dem Felsen. Noch keine 500 Meter halblinks vor uns ein Dorf. Auf den Dächern halten bewaffnete Männer nach allen Seiten Ausschau. Die können uns gestohlen bleiben, wir schlagen den Pfad ein, der geradeaus nach der Ebene hinunterführt. Die mögen rufen und winken, soviel sie wollen, wir reagieren einfach nicht.

Zu beiden Seiten des Pfades Weinberge. Achmed und Bartsch gehen vor mir. Bartsch fehlt der Hosenboden, das Hemd hängt heraus und weht lustig hin und her. Lachen möchte ich, wenn unsere Lage nicht so verteufelt ernst wäre. Die beiden tun mir in der Seele wehe. Bartsch kommt sich so überflüssig vor, seitdem er kein Gewehr mehr hat. Und Achmed, muß er nicht damit rechnen, doch noch von einem Todfeind ermordet zu werden? Gott, hilf mir, daß ich wenigstens diese beiden, die hilflos wie Kinder geworden sind, glücklich heimbringe.

Eine alte, häßliche Frau mit einem zahnlosen Mund trägt auf dem Kopf einen Korb mit Trauben. Bartsch hält ihr seine Hand entgegen und bittet um eine Traube. Er glaubt eben, daß Frauen ein mitleidiges Herz haben, zumal wenn man so zerlumpt und armselig ist wie wir. Ist es nun Angst oder Wut? Die Alte kreischt und zetert, daß die Leute in

den Weinbergen aufmerksam werden. Bartsch läßt sich nicht einschüchtern. Wie angewurzelt steht er da mit der ausgestreckten Hand, Tränen laufen ihm die Backen herunter. Wahrhaftig, ein Bild des Jammers. Wie entsetzlich müssen ihn Hunger und Durst quälen. Eher würde sich ein Stein erbarmen als dieses Weib."

„Komm, Bartsch, erwarte von diesen Teufeln kein Mitleid." Dabei fasse ich ihn am Arm und ziehe ihn mit.

„O Herr Leutnant", spricht er mit tränenerstickter Stimme, „der Hunger tut so weh und der Durst, er verbrennt mir die Eingeweide."

„Beiß auf die Zähne, die paar Stunden müssen wir noch aushalten. Sieh mal, da liegt Baalbek, dort kannst du essen und trinken."

Achmed ist vorausgegangen und hat mit zwei Araberjungen von 16 und 17 Jahren eine heftige Auseinandersetzung. Ich komme gerade noch rechtzeitig, um zu verhindern, daß der ältere von den Jungen, die einen mit Trauben beladenen Esel vor sich hertreiben, ihm mit einer Keule ins Kreuz schlägt. Achmed wollte Trauben haben, der Preis hierfür — seine Schuhe — waren ihm aber zu hoch.

Der Keulenschwinger sieht mich, läßt von Achmed ab, tritt frech vor mich hin und fordert die Herausgabe meiner Schuhe. Entrüstet lehne ich ab. Ehe ich's verhindern kann, hat mir der Lausbengel die Keule ins Kreuz geschlagen, so daß ich beinahe zusammenbreche. Eine heiße Blutwelle steigt mir ins Gesicht, ich hebe beide Hände und will mich auf den

Lümmel stürzen. Ein stechender Schmerz im linken Arm hindert mich daran. Die Wunde hat sich von neuem geöffnet, das Blut sickert durch den notdürftigen Verband. Es war auch gut so; denn hinter der Weinbergsmauer stehen bewaffnete Männer, die todsicher Partei für den Jungen ergriffen und mich ins Jenseits hinüberbefördert hätten. Oh, diese Schmach, geschlagen zu werden, ohne sich wehren zu dürfen.

Bartsch und Achmed stehen mit leichenblassem Gesicht neben mir und schauen mich flehend an, als wollten sie sagen, wir dürfen dich nicht verlieren. Das sänftigt meinen Zorn. Ruhig blicke ich über den Keulenschwinger und die Männer im Weinberg hinweg, schaue ins Land hinaus und bedenke, daß in diesem selben Lande mein Herr und Heiland noch viel Schwereres erduldet hat.

Dir zuliebe, mein Erlöser, will ich diese Schmach hinnehmen, gib mir Kraft. Mein Blick haftet wieder auf dem Araberjungen, der zum zweiten Schlag ausholen will. Beten allein genügt nicht, denke ich, es muß auch gehandelt werden. Die Füße ziehe ich aus den Schuhen, mit den Zehen werfe ich sie vor ihn hin.

Die Schuhe befestigt er am Traggurt des Esels, wo bereits zwei Paar zerrissener Schuhe hängen.

Ich will weitergehen. Da zerrt jemand an meinen beiden Feldflaschen, die ich hinten an den Hosenträgern befestigt habe.

„Das geht aber über die Hutschnur", knirsche ich wütend, drehe mich auf dem Absatz, vielmehr auf den Strümpfen

herum und lege meine Rechte so unsanft in des anderen Magengrube, daß er einknickt.

Häßliches Gelächter im Weinberg.

„Für dich, Bartsch", sage ich mir, mache eine Feldflasche los, halte sie dem Araber, der sich vom Boden erhebt, hin und frage ihn, wieviel Trauben er mir für die Flasche gebe.

„Gut, für sechs Trauben sollst du sie haben."

Achmed breitet ein großes buntes, aber noch sauberes Taschentuch auf dem Boden aus, der zweite Araberjunge zählt die Trauben ins Taschentuch. Wie er die dritte Traube ins Taschentuch legt, gebe ich dem Keulenträger die Feldflasche, der schnell zugreift und mit der Flasche Reißaus nimmt. In demselben Augenblick greift der Jüngere nach dem Taschentuch und will mit ihm verschwinden. Achmed ist flinker, gibt ihm einen Schups, daß er hinfällt, schlägt schnell das Taschentuch zusammen und drückt es schützend an seine Brust.

Die Zwei entfernen sich schleunigst mit ihrem Esel, die Männer im Weinberg ebenfalls.

Drei Trauben haben wir gerettet, für jeden eine. Achmed verzichtet zugunsten von Bartsch und setzt sich etwas abseits zur Erde.

Mit gutem Appetit verzehren wir die Trauben; die erfrischen und löschen den Durst. Mitten im Essen höre ich auf und staune Achmed an. Der hat seine noch fast neuen Schuhe ausgezogen und bereits die Schäfte abgeschnitten. Eben ist er dabei, in die Vorderkappen Schnitte zu machen

„Achmed, bist du verrückt geworden? Was machst du denn da?"

„Für Effendi, Achmed kann ohne Schuhe laufen." Die Schnitte hat er deshalb gemacht, damit die Schuhe nicht mehr wie neu aussehen und mir nicht abgenommen werden sollen.

Ich hätte ja ein Herz von Stein haben müssen, wenn diese rührende Treue mein Innerstes nicht von Grund auf aufgewühlt hätte. Diese aufopfernde Liebe läßt mich die Tragik der letzten Stunden vergessen. Dieser einfache Naturmensch will sich an Edelmut nicht von mir übertreffen lassen. Daß ich mich schützend vor ihn gestellt habe, als der Räuber ihm das Gewehr auf die Brust setzte, das dankt er mir jetzt. Ich wende mich von ihm ab, damit er den feuchten Schimmer in meinen Augen nicht sieht.

„Achmed, zeig mal deine Fußsohlen!" Seelenruhig zieht er die Strümpfe aus, legs sich auf den Bauch und hebt die Fußsohlen hoch. Sie sind eine einzige harte Hornhaut.

„Brav, Achmed." Mit der Hand streiche ich durch seine schwarzen Haare.

Weiter steigen wir in die Ebene hinab. Die Tempelruinen, das Wahrzeichen Baalbeks, ragen in der Ferne in die Luft. Es mögen noch 20 Kilometer bis dorthin sein. Was wären 20 Kilometer sonst für uns? In spätestens vier Stunden wären wir dort. Aber so wird's noch eine Ewigkeit dauern. Wir sind ja so entkräftet, daß wir kaum noch auf den Beinen stehen können.

Nach dem Stand der Sonne muß es zwischen 3 und

4 Uhr nachmittags sein. Der fortwährende Blutverlust hat mich schwer geschwächt. In den letzten vier Tagen habe ich kaum etwas gegessen; mein Magen peinigt mich entsetzlich. Und dann der Durst und die fortwährenden seelischen Aufregungen. Schwächeanfälle treten häufiger auf. Ich beginne zu wanken, in meinem Kopfe rast das Fieber. Da ist noch etwas in mir, das wühlt und frißt, der Keulenschlag ins Kreuz. Ein deutscher Offizier mußte sich mißhandeln lassen im Beisein der Untergebenen, ohne sich wehren zu dürfen. Er mußte die Schmach ungesühnt hinnehmen, um seine zwei Leute zu retten. Vielleicht wäre es doch besser, wenn wir drei tot wären, dann hätte alle Qual ein Ende.

Zum Donnerwetter noch einmal, bin ich denn ein Waschlappen? Was, kurz vor dem Ziele will ich verzagen? Was sollen diese beiden hilflosen Menschenkinder von mir denken? Sie vertrauen fest auf mich, daß ich sie retten werde. Dieses Vertrauen hält sie noch aufrecht. Was ist eigentlich in mich gefahren? Mensch, reiß dich zusammen!

Häßliches Weiberlachen aus den Weinbergen rüttelt mich aus meinen Fiebergedanken auf.

Die Sonne brennt so grell, daß wir kaum die Augen öffnen können. Endlich sind wir in der Ebene. Da vorne, etwas abseits vom Wege, steht ein Haus mit einem flachen Dach. Darauf steht ein junger Araber und hält den Gewehrlauf in die Höhe gerichtet. Die Knabenschar um ihn schaut ebenfalls in die Luft.

Wir drei bleiben stehen und recken die Hälse, um zu sehen,

was es da oben gibt. Hoch in den Lüften kreist ein mächtiger Geier, dem der junge Mann mit dem Gewehrlauf folgt. Möge Allah deine Kugel vorbeilenken und dich erst treffen lassen, wenn wir vorbei sind. Ob aber Allah das Gebet eines Christenhundes erhört?

Der erste Schuß kracht. Nichts getroffen. Wir eilen.

Der zweite Schuß. Wieder vorbei. Weiter, weiter!

Der dritte Schuß. Der Geier schwankt, schlägt mit den Flügeln, stürzt nieder, fängt sich wieder auf, schwebt ganz kurz und schlägt vor dem Hause auf den Boden.

Im Handumdrehen ist das Dach leer, sie kommen aus dem Hause gerannt und scharen sich um den toten Vogel. Uns hat man anscheinend nicht bemerkt. Wir Toren!

Schnell wollen wir vorbeihasten, als der junge Mann herankommt und die Hand hochhebt zum Zeichen, daß wir stehen bleiben sollen. Gemächlich kommt er näher, das Gewehr über den linken Arm gelegt. Natürlich ein deutsches Gewehr, Modell 98. Mit Kennerblick mustert er uns schweigend vom Kopf bis zu den Füßen. Was ihm begehrenswert erscheint, tippt er mit der Rechten an und macht das Zeichen des Ausziehens. Achmed muß die Strümpfe ausziehen, Bartsch die Hose, Schuhe und Strümpfe. In Hemd und Mütze steht er jetzt da.

Lange bleibt er vor mir stehen und überlegt. Meine Hose gefällt ihm schon, aber das Blut, das schon vertrocknet ist, schreckt ihn ab, ebenso mein Waffenrock, an dem noch frisches Blut heruntertropft. Ein Leuchten geht über sein Spitzbubengesicht. Die Schuhe finden Gnade vor ihm, ich darf sie ausziehen. Jetzt wird er handgreiflich. Mit seinen schmutzigen Fingern greift er in meine Hosentasche, für mich eine sehr kitzliche Sache, da ich in dieser Körpergegend wirklich kitzlich bin. Ich stoße den Kerl von mir und will freiwillig die Taschen leeren. Er versteht nicht, was ich will, wird wütend und droht mit dem Gewehr. Messer, Geldbeutel, Taschentuch und einen alten, abgegriffenen Rosenkranz fördert er ans Tageslicht.

Mag er alles behalten, nur den Rosenkranz nicht. Er ist das einzige Erbstück meiner verstorbenen Mutter.

Mutter, schreit es in mir, Mutter hilf mir, gib nicht zu, daß dieses Scheusal mein Heiligstes entehrt. Flehentlich bitte ich ihn, mir den Rosenkranz zurückzugeben. Mit roher Hand stößt er mich auf die Brust. Tränen der Wut würgen mir in der Kehle. Herrgott, alles will ich ertragen, Hunger, Durst, alle Demütigungen. Aber laß nicht zu, daß man mir mein Letztes nimmt. Mutter hilf!

Ich muß den Leidenskelch austrinken.

Der Rohling hält das Taschentuch hin, will wissen, was das zu bedeuten habe. Ich zeige auf meine Nase. Er gibt es mir zurück und fährt mit dem Handrücken unter seiner Nase durch zum Zeichen, daß er die einfachere Art liebt.

Der Waffenrock kommt an die Reihe. Aus der inneren Rocktasche nimmt er die Brieftasche, in der Lisseks Papiere und der Brief von Steinkes Mutter sind. Alle Taschen durchsucht er. Nur an die linke Rocktasche wagt er sich nicht, es klebt ihm zuviel Blut daran. Das Geld ist gerettet. Gerne

hätte ich es verloren, wenn ich dafür den Rosenkranz bekommen hätte.

Beide Arme über der Brust, dazwischen das Gewehr, so steht er breitspurig vor uns und läßt mit einem teuflischen Grinsen seine Blicke von einem zum anderen wandern. Jetzt dreht er sich nach dem Hause um und ruft den Kindern etwas zu. Die laufen ins Haus und kommen gleich darauf mit lautem Hallo auf uns zugelaufen. Es sind 20 Knaben im Alter von 6—10 Jahren. Jeder hat in der Hand ein deutsches Seitengewehr. Mit diesem Mordinstrument springen sie schreiend um uns herum, stechen nach uns und halten sie uns unter die Nase. Alle möglichen Verrenkungen müssen wir machen, damit sie uns nicht ernstlich verletzen. Ein Bengel schlägt mir von hinten die Mütze vom Kopf und läuft damit fort. Armer Schädel, wie wird es dir ergehen bei dieser Hitze? Ein anderer reißt mir die Feldflasche weg.

Empörung und Scham treibt uns dreien das Blut in die Wangen. Ohnmächtige Wut packt uns. In mir streiten zweierlei Gefühle.

Ich sehe den Heiland, den großen Dulder inmitten seiner Feinde, die ihn verhöhnen und mißhandeln. „Folge mir nach!" ruft er mir zu. Auf der anderen Seite bäumt sich mein soldatischer Stolz auf. Es ist zuviel, ich kann's nicht mehr ertragen. Schurke, mit deinem eigenen Gewehr werde ich dich erschlagen.

„Bartsch, paß auf, wir nehmen dem Kerl das Gewehr ab und schlagen ihn tot." Dabei richtet sich mein Blick auf

das Gewehr. Mein Gegenüber hat den Blick aufgefangen; er errät meine Absicht. Er grinst mich herausfordernd an, bringt den Finger an den Abzug und hält das Gewehr auf mich gerichtet.

Ich kann nicht verstehen, warum er uns nicht weitergehen läßt, er hat doch alles, was er haben wollte. Warum betrachtet er fortwährend Bartsch von oben bis unten? Macht es ihm Spaß, daß der arme Bartsch nur noch mit dem Hemde bekleidet ist? Wenn wir noch lange so stehen müssen in der glühenden Sonnenhitze, werden wir umfallen. Zudem schmerzt mich der Schädel, da er schutzlos den sengenden Sonnenstrahlen ausgesetzt ist.

„Kommt, wir wollen weitergehen, der soll uns den Buckel runterrutschen."

Jetzt geht der Bandit auf Bartsch zu, faßt ihn mit seiner schmutzigen Hand am Arm und zeigt nach dem Hause. Er tritt etwas beiseite und gibt Bartsch das Zeichen, vor ihm herzugehen.

Was soll das? Warum Bartsch allein? Will er ihn umbringen oder — — —. Ein furchtbarer Gedanke taucht blitzschnell in mir auf.

Bartsch ist zu Tode erschrocken, aus seinem Gesicht ist alles Blut gewichen.

„Herr Leutnant, gehen Sie mit mir, der bringt mich um."

„Achmed komm, wir gehen mit Bartsch; wenn einer sterben soll, dann wollen wir alle drei sterben.

Der junge Mann treibt Bartsch vor sich her. Uns beiden,

die wir folgen, bedeutet er stehen zu bleiben und droht mit dem Gewehr. Ich denke garnicht dran, stehen zu bleiben. Gesenkten Hauptes schleppen wir zwei uns nach dem Hause zu. Die Kinder haben uns umringt. Unter einem wüsten Freudengeheul tanzen sie um uns herum und stechen nach uns mit den Seitengewehren.

Herrgott im Himmel, mach dieser Qual ein Ende, laß uns auf der Stelle sterben. Mach ein Ende.

Hat Gott mein Gebet erhört? Ist's ein Wunder, daß dort, wie aus der Erde hervorgezaubert, jemand herangelaufen kommt? Ist das nicht Gott Vater, wie ich ihn in meiner heimatlichen Kirche im Chorfenster so oft als Kind geschaut habe? Dasselbe Gesicht hat der Greis mit dem langen schneeweißen Bart, der da mit erhobener Hand auf den jungen Mann zugeht und ihm eine schallende Ohrfeige gibt, daß dieser das Gewehr zur Erde fallen läßt und sich daneben. Helle Entrüstung flammt aus den Augen des Greises, als er ihm befiehlt, ins Haus zu gehen. Güte strahlen die Augen, wie er die Kinder zurechtweist, die schweigend auseinanderstieben.

Mich nimmt er am Arm, den Kameraden winkt er mitzukommen. Er will uns ein Stück Weges nach Baalbek führen, wenigstens solange, bis wir außer Gefahr seien.

Weinen möchte ich vor Rührung. Lieber Gott, ich danke dir, bete ich innerlich. Meine Zähne klappern, trotz der unerträglichen Hitze schüttelt Frost meinen Körper. Der Kopf tut mir so weh. Mit der rechten Hand greife ich danach.

Ach ja, meine Mütze. Ich bitte den Alten, mir die Mütze wieder besorgen zu wollen. Er winkt den Kindern, die sich ehrfurchtsvoll ihm nähern. Man sollte nicht meinen, daß es kurz vorher kleine Teufel waren. Er nimmt einem Bengel die Mütze ab und setzt sie mir auf.

Schweigend wandern wir weiter mit dem Greis in unserer Mitte. Ich kann den Blick nicht von ihm wenden. Seine Rechte ist in dem langen Bart vergraben.

Mehrmals wollen Araber uns anhalten. Doch der Alte ruft ihnen jedesmal etwas entgegen, worauf sie verschwinden.

In der Ferne tauchen Telegraphenstangen auf, ein Zeichen, daß eine Straße oder Bahn in der Nähe ist. Der Alte bleibt stehen, zeigt auf die Telegraphenpfosten und erklärt uns, es sei die Straße nach Baalbek. In zwei Stunden könnten wir dort sein, Gefahr bestehe keine mehr. Dann tritt er zwei Schritte zurück, hebt die rechte Hand wie segnend hoch und sagt: „Pax vobiscum" (Friede mit euch).

Das sind ja Worte des Meisters, die er zu den zwei Jüngern auf dem Wege nach Emmaus sprach. In diesem Augenblicke verspüre ich den Frieden des Herrn in mir. Möge es für uns drei der Friede nach all den Leiden sein.

Vor Rührung finde ich keine Worte, um dem Alten für seine Güte den Dank auszusprechen, den ich im Herzen empfinde. Ich weiß nichts Besseres zu tun, als die Hand an die Mütze zu legen. Bartsch und Achmed stehen stramm. Die Hand immer noch wie zum Segen erhoben verneigt sich der Greis, wendet sich von uns und geht langsamen Schrittes

mit leicht geneigtem Haupt nach dem Hause zurück. Lange schauen wir ihm sinnend nach.

Ich bekomme wieder Schüttelfrost, meine Knie wanken; ehe ich umfalle, haben Bartsch und Achmed mich untergefaßt. Sie halten mich auch weiter im Arm.

„Der Herr Leutnant zittert ja, haben Sie kalt?"

Wegen heftiger Stiche im Rücken kann ich nur kurz atmen und muß stehen bleiben.

„Ein altes Kriegsleiden, lieber Bartsch. Zwei Winter im flandrischen Schlamm und einer an der Somme sind nicht spurlos an mir vorübergegangen. Den letzten Winter in Mazedonien hatte ich mir eine starke Erkältung zugezogen. Damals fing es wie jetzt an, zuerst Schüttelfrost, dann Stiche im Rücken. Da wir aber in diesen Tagen nach Konstantinopel abtransportiert wurden und ich dabei sein wollte, ging ich nicht zum Arzt trotz des hohen Fiebers. Seitdem treten von Zeit zu Zeit diese Stiche auf, sobald ich Schüttelfrost bekomme. Sicherlich habe ich mich heute Nacht auf den kalten Steinen erkältet. Daß ich vorhin längere Zeit ohne Kopfbedeckung war, hat die Sache beschleunigt."

„Der Herr Leutnant ist in den letzten Stunden ganz zusammengefallen, in den Augen sieht man das Fieber leuchten. Sie dürfen nicht krank werden, wir müssen heute noch nach Baalbek kommen."

„Nach Baal — — bek — — und — zum — Batail — lon. Da — müßt ihr schon — — alleine — — gehen — — Augenblick — —."

Mein kurzer Atem zwingt mich, stehen zu bleiben. Die beiden halten mich fest. Achmed blickt unruhig nach der Seite. Mit der Hand zeigt er hin:

„Effendi, Mann kommt."

Mit müden halboffenen Augen schaue ich hin. Das ist eine Schafherde, davor der Hirt. Der biegt von der Herde ab und kommt auf uns zu. In der Hand schwingt er eine mächtige Keule und macht das Zeichen, stehen zu bleiben.

Das Geld! schießt es mir durch den Kopf, im Waffenrock ist es nicht mehr sicher.

„Bartsch, nimm mal die Geldscheine aus meiner Rocktasche und schiebe sie in die Unterhose!"

Der gute Bartsch hat das Geld gerade in meine Unterhose hineingeschoben, als der „gute" Hirte auch schon vor uns steht. Ein Schlag mit dieser Keule, denke ich, und ich hab genug. Das dicke Ende ist mit kantigen Nägeln gespickt. Bartsch und Achmed schiebt er zur Seite, da sie ja nichts mehr haben. Was wird er mir nehmen? Die Hose mit den Hosenträgern. Mit Bartschs und Achmeds Unterstützung ziehe ich sie aus und reiche sie ihm hin. Auch die Strümpfe? — — Langsam setze ich mich auf die Erde. Achmed redet mit beiden Händen aufgeregt auf den Hirten ein. Ein Wink mit der Keule bringt ihn zum Schweigen.

Den ersten Strumpf streife ich ab und will ihn über den Fuß ziehen. Vor Schmerzen möchte ich laut aufschreien, es reicht aber nur zu einem kurzen dumpfen Stöhnen. Der Strumpf ist an der Fußsohle festgeklebt. Flehentlich blicke

ich den Hirten an, ob er nicht angesichts meines ungeheuren Schmerzes Abstand von den Strümpfen nimmt. Der denkt garnicht dran, dafür ist er zu gefühlsroh. Im Gegenteil, er zeigt mir die Keule. Die Lippen fest aufeinandergepreßt und mit geschlossenen Augen reiße ich mit einem herzhaften Ruck den Strumpf los. Als ob jemand eine Flamme an die Sohle hielt, so brennt's. Beim zweiten Strumpf dieselbe Prozedur. Bartsch schüttelt sich vor Entsetzen.

O mein Gott, ist mein Leidenskelch immer noch nicht leer? Meine beiden Getreuen helfen mir aufstehen. Jetzt beginnt erst mein Golgatha. Als ich mit den offenen Fußsohlen auf die Erde trete, falle ich wieder hin, ich bin einer Ohnmacht nahe.

„Wenn doch nur die Engländer kämen und mich gefangen nähmen, ich kann nicht mehr. Laßt mich liegen, geht ihr weiter!"

„Nein, wir nehmen Sie mit. Komm Achmed, wir tragen den Effendi."

Sie heben mich hoch. In den Armen der großen Männer hänge ich und berühre mit den Füßen kaum den Boden. Lange packen sie es nicht, sie haben ja keine Kraft mehr.

Die Füße setze ich abwechselnd auf der Innen- und Außenkante auf. Selbstverständlich komme ich so nur langsam von der Stelle. Schließlich habe ich mich an den Schmerz gewöhnt und trete mit der ganzen Sohle auf. Hätte ich doch nur ein Stück Holz, um mich darauf stützen zu können.

Das Sprechen haben wir eingestellt, es fällt uns zu

schwer. Die Zunge ist trocken und geschwollen. Ach, der Durst, er tut so furchtbar weh. Vor Entkräftung können wir kaum noch einen Fuß vor den anderen setzen. Ich merk's den beiden an, sie werden's nicht mehr lange aushalten. Was mag wohl in ihrem Innern vorgehen? Äußerlich unterscheiden sie sich kaum noch von mir. Hemd und Unterhose habe ich noch und als Paradestück einen zerrissenen, von Blut befleckten Waffenrock um die Schultern. Die Geldscheine sind bis an die Waden heruntergerutscht. Ich nehme mit ihnen eine Platzveränderung vor und stopfe sie in die Mütze.

Zur Abwechslung gehts über ein Stoppelfeld. Die Stoppeln stechen in die eiternden Fußsohlen wie scharfe Nadeln, eine Höllenpein. Um den Schmerz einigermaßen zu lindern, streife ich mit den Fußsohlen über sie hin und biege sie um. Dann erst setze ich den Fuß auf. Bartsch geht es nicht viel besser wie mir. Nur Achmed mit seiner Hornhaut an den Füßen spürt nichts, er ist's von früher gewöhnt.

Plötzlich stößt Bartsch einen Freudenschrei aus: „Da, da auf der Straße!"

Wahrhaftig, auf der Straße marschieren 20—30 deutsche Soldaten. Vor Freude möchte ich aufjubeln.

„Bartsch, das sind die Letzten unserer Armee. Wir müssen schnell machen, damit wir uns ihnen anschließen können. Ruft mal!"

Die beiden halten die Hände vor den Mund und rufen, so laut sie können. Die anderen schauen flüchtig nach uns herüber und gehen in eine schnellere Gangart über.

„Ruft nochmal!"

Die auf der Straße nehmen gar keine Notiz mehr von uns, sie gehen noch schneller. Beim dritten Anruf fangen sie an zu laufen.

„Todsicher glauben die, wir seien Beduinen. Auch kein Wunder bei unserem Aufzug. Los, laufen wir ihnen nach, wir müssen sie einholen."

Wir beginnen zu laufen. Schon beim ersten Schritt, den ich senkrecht auf die Stoppeln mache, falle ich vor Schmerz um und bleibe liegen. In der Freude hatte ich ganz vergessen, daß wir noch in dem Stoppelfeld sind.

Bartsch und Achmed wollen mich aufheben. Ich kann nicht. Vorläufig muß ich liegen bleiben, bis der Schmerz etwas nachgelassen hat. Blut und Eiter tropfen auf die Erde.

„Laßt mich liegen. Macht nur, daß ihr weiterkommt. Ich komme nach."

„Dann bleiben wir auch hier", sagt Bartsch, „wir lassen Sie nicht allein."

„Zum Kuckuck nochmal, Bartsch, machen Sie keine Dummheiten. Sofort laufen Sie mit Achmed denen dort nach!"

„Nein, Herr Leutnant."

„Was, Sie wollen nicht? Ich gebe Ihnen den dienstlichen Befehl. Verstanden?"

„Jawohl, Herr Leutnant." Er bleibt aber trotzdem wie angewurzelt stehen.

„Machen Sie, daß Sie fortkommen!" schreie ich heiser.

„Herr Leutnant, ich bleibe", kommts bestimmt zurück.

„Mensch, ich bringe Sie vors Kriegsgericht."

„Jawohl, Herr Leutnant." Schweißtropfen perlen ihm auf der Stirne. Sein Gesicht ist krebsrot.

„Bartsch, du bist der größte Idiot."

„Jawohl, Herr Leutnant." Er lacht übers ganze Gesicht, in seinen Augen leuchtet ein feuchter Schimmer. Er weiß, daß er die Partie gewonnen hat. Jetzt bückt er sich zu mir herab, um mir beim Aufstehen behilflich zu sein. Dabei sagt er:

„Herr Leutnant, nicht böse sein, ich muß bei Ihnen bleiben. Sie sind viel zu schwach, um noch 100 Meter allein zu gehen."

„Meinst du?"

Ganz langsam und behutsam führen die zwei mich über die Stoppeln. Bei jedem Schritt stöhne ich leise. Glücklich ist das Stoppelfeld überwunden. Die Straße ist nahe.

Ruckartig bleibe ich stehen und kneife die Augen zusammen.

„Hinlegen!" Fast gleichzeitig fallen wir zur Erde.

Ungefähr 500 Meter von uns auf der anderen Straßenseite nähern sich von Najak her Kamelreiter. Sie haben Tropenhelme auf. Folglich können es nur Engländer sein.

So oft in den letzten Stunden hatte ich gewünscht, der Engländer möge kommen. Ausgerechnet jetzt, wo berechtigte Hoffnung besteht, daß wir heute noch zu den Deutschen kommen werden, ausgerechnet jetzt sollen wir noch in Gefangenschaft geraten? Nein, das darf nicht sein. Unbändiger Freiheitsdrang erfaßt mich. Mein ganzer Stolz bäumt sich dagegen auf.

Die Reiter sind sicher nur Bilder meiner Fieberphantasien, in Wirklichkeit ist nichts zu sehen. Muß mal Bartsch und Achmed fragen, ob sie was sehen.

„Bartsch, siehst du da vorne was?"

„Ja, Kamelreiter."

„Dann drückt eure Nase in den Dreck, damit sie uns nicht sehen, es sind Engländer."

Ich wäre ja neugierig, was die mit uns machten. Der Engländer ist im allgemeinen ein ritterlicher Gegner. Auf jeden Fall würde er uns nicht so demütigen wie dieses arabische Lumpengesindel. Er gäbe uns zu essen und zu trinken.

Unwillkürlich schlucke ich.

Verfluchtes Fieber! Was fasele ich denn da? Nein, der stolze Engländer soll mich nicht in meinem Elend sehen.

„Bartsch, sieh mal, wenn wir jetzt noch unsere Knarre hätten, wär das ein Spaß, die Tommys einzeln abzuschießen."

Bartsch schaut mich groß an und denkt sicher: der ist verrückt geworden.

„Herr Leutnant, drei Gewehre gegen hundert sind zu wenig. Ich würde so Stücker zehn wegknallen können, Sie und Achmed auch. Aber dann wären die anderen da und würden uns totschlagen."

Schüsse fallen rasch hintereinander. Die Reiter biegen in einem rechten Winkel ab und sind bald unseren Blicken entschwunden.

Jetzt aber schleunigst fort, damit wir vor Abend in Baalbek sind. Die Reiter wollten sicher nach Baalbek.

Wir sind ganz nahe an die Straße herangekommen. Ein entsetzlicher Verwesungsgeruch schlägt uns entgegen und nimmt uns fast den Atem. Jetzt sind wir auf der Straße und prallen zurück. Das Feld jenseits der Straße ist mit nackten Leichen besät. Ein furchtbares Handgemenge muß hier stattgefunden haben. Zwischen den nackten Leichen liegen tote Beduinen, noch vollständig bekleidet, mit eingeschlagenen Schädeln, aus denen das Gehirn herausgequollen ist. Am Straßenrand liegt ein Leichnam, der nur noch mit dem Brustbeutel bekleidet ist. Ein Deutscher, das Gesicht ist nicht zu erkennen. Eine Araberkugel hat ihm das Gesicht zerrissen. Bartsch und Achmed nehmen ihn von der Straße herunter und betten ihn in den Straßengraben. Mit einem Beduinenmantel, der da liegt, decke ich ihn zu. Ich bete ein Vaterunser für ihn und nehme Bartsch am Arm.

„Komm! — — — Das war sicher auch ein Vergessener. Vergessen wird er bleiben. — — Viel Schreckliches habe ich in diesem Krieg gesehen, aber das hier ist das Schrecklichste. Es ist ja entsetzlich, die Ärmsten noch im Tode zu schänden."

Achmed ist zurückgeblieben, er scheint etwas zu suchen.

„Der wird doch wohl keine Reichtümer hier sammeln wollen?"

Achmed kommt hinter uns hergelaufen und hält etwas Undefinierbares in Händen. Ein Paar zerrissener Pantoffel ist's, die er mir hinhält. Er hat sie für den Effendi gesucht, damit die Füße nicht mehr so wehe tun.

Mit fachmännischem Blick betrachten wir die kümmer-

lichen Überreste von Schuhen. Die Sohlen sind noch ganz, was die Hauptsache ist. Also mal hinein! Sie sind zu klein. Achmed weiß Rat; er reißt die Hinterkappen ab. Jetzt gehen die Füße hinein, aber die Fersen sind im Freien. Der Gehversuch scheitert, die Füße schmerzen zu sehr. Doch es wäre sündhaft, die Schuhe fortzuwerfen. Man weiß gar nicht, wie man sie mal gebrauchen kann. Wie ein kostbares Kleinod schiebe ich sie unter den Arm. Hab's herrlich weit gebracht, denke ich, daß ich es nicht übers Herz bringen kann, ein Paar armselige Araberschuhe fortzuwerfen.

Im Staub der Straße läßt's sich besser gehen, ich komme schneller vorwärts. Die Sonne ist auf einmal auch verschwunden. Es kann doch unmöglich schon Abend sein. Nein, aber am Himmel hängen schwere schwarze Wolken, die ersten seit einem halben Jahre. Bald wird es regnen. Soll uns recht sein; denn dann können wir wenigstens unsere Lippen netzen. So wird uns der Himmel geben, was uns die Erde versagt.

Was ist denn da vorne los? Die deutschen Soldaten bleiben ja stehen.

„Natürlich", sage ich, „das Lausepack ist mal wieder an der Arbeit."

„Das hat aber rasch gegangen", meint Bartsch, „sie gehen wieder weiter, haben aber auch nicht mehr an wie wir."

Die Araber ziehen mit ihrer Beute ab und streben ihrem Dorf zu, das ungefähr 1000 Meter rechts der Straße liegt.

„Ob sie uns nicht merken werden, Herr Leutnant?"

„Wollens hoffen, Bartsch."

Wir sind noch nicht ganz in Höhe des Dorfes, als Achmed ruft: „Da kommen sie." Wie der Wind kommen sie gerannt und schreien mordsmäßig, als wir keine Notiz von ihnen nehmen und ruhig weitergehen. Gleich werden sie da sein. Wir dürfen sie nicht zu sehr reizen. Galgenhumor hat mich gepackt, mit einer gewissen Heiterkeit sage ich: „Kolonne brrr!"

Mitten auf der Straße bleiben wir stehen, ich mit den Pantoffeln unterm Arm, die ich fest an mich drücke, als wären sie mein größtes Kleinod. Der Erste reißt sie mir aus dem Arm. Ein Knirps mit Triefaugen und schmutzigen Flecken im Gesicht — obs Dreck oder ein Hautausschlag ist, kann ich so schnell nicht unterscheiden — schlägt mir von hinten die Mütze vom Kopf. Das hast du doch schon einmal erlebt heute, denke ich. Im selben Augenblick schießt es mir durch den Kopf: das Geld Das flattert bereits lustig in der Luft. Ein freudiges Ha! des Triefäugigen und das Herbeispringen anderer sagt mir, daß das Geld für mich verloren ist. Na, dann fahre hin und flattere!

Aber die Mütze, die muß ich haben. Noch hat sie keinen Liebhaber gefunden. Mit einem raschen Griff habe ich sie vom Boden aufgehoben. Wie ich dabei bin, sie vom Staub zu reinigen, greift son Dreckſack nach meiner Unterhose. Da packt mich doch die Wut. „Sohn einer Hündin" — es ist arabisch gedacht, aber deutsch gesprochen — knirsche ich zwischen den Zähnen. Da ich die Hand nicht frei habe, weil ich mit dem Reinigen der Mütze beschäftigt bin, trete ich ihm mit dem rechten Fuß so fest auf den Bauch, daß er aufstöhnt

und zu Boden fällt. Die Knöpfe an der Unterhose gehen dabei zwar zum Teufel, aber die Hose ist gerettet. Nur muß ich schnell zugreifen, ehe sie mir auf die Füße herunterrutscht.

Bei dem Ringkampf hat sich der Verband um meine Wunde gelockert, die Wunde liegt frei und blutet stark. Ich versuche, den Verband wieder darüber zu schieben. Ein Araber schaut mir zu und macht ein dämliges Gesicht. Den verwundeten Arm ihm vor die Nase haltend, sage ich. „Schön, was?" Er lacht mit seinem blöden Gesicht, da er mich nicht versteht. Jetzt beschaut er mich von Kopf bis zu den Füßen, ob er nicht noch etwas finden kann. „Wenn du jetzt nicht machst, daß du fortkommst, dann schlage ich dir mit der Wunde mitten ins Gesicht, du Höllenhund." An meiner Geste hat er gesehen, was ich will. Er läßt ab von mir.

Das Fieber hat mich gleichgültig gemacht, es ist mir alles egal. Die Araber laufen wie ein Rudel wilder Tiere um uns und können mit dem besten Willen nichts finden, was des Mitnehmens wert wäre. Das macht sie wütend, sie drohen mit den Gewehren (natürlich Modell 98). Schießt nur, solange ihr wollt, sage ich, ich gehe jetzt einfach weiter, ihr werdet mich auch noch auf ein paar Meter treffen.

Es fällt aber kein Schuß, statt dessen höre ich Bartsch rufen. Seine Stimme klingt freudig. Verwundert drehe ich mich um und glaube wirklich ein Wunder zu sehen. Das verfluchte Fieber kann mich unmöglich so narren.

Tatsächlich, da kommt Bartsch freudestrahlend auf mich zu, Hand in Hand mit einem Araber. Aus seinem Kauderwelsch verstehe ich soviel, daß dieser Beduine als türkischer Asker mit ihm bei Rajak Posten gestanden habe, damals auf der Reise nach dem Jordan. Der Beduine grinst übers ganze Gesicht und schnappt mit dem Kopf, als wolle er bestätigen, was Bartsch da quasselt. Ich kann ihm kein Interesse abgewinnen und sage etwas ärgerlich zu Bartsch:

„Ist schon gut. Mach, daß wir weiterkommen!"

Nach einer Weile kommen Bartsch und Achmed hinter mir her. Bartsch macht ein verlegenes Gesicht; er hat gemerkt, daß ich gar nicht so entzückt von diesem Wiedersehen war.

„Herr Leutnant", sagt er, „Saad haben wir es zu verdanken, daß wir nicht totgeschossen wurden."

„Wär mir lieber, als diesem Deserteur das Leben zu verdanken. Du sagtest doch, daß er seine Truppe verlassen habe und zu seinen Stammesgenossen zurückgekehrt sei?"

„Ja, Herr Leutnant, das hat er getan. Er war aber doch nur Mußsoldat. Die Araber können die Türken ja nicht leiden."

„Stimmt. Na, dir zulieb soll's mir recht sein."

Wir kommen ziemlich schnell vorwärts. Dieser fußhohe Staub fühlt sich wie Samt unter den Füßen. Ein greller Blitz durchschneidet die Luft, dem ein langer krachender Donner folgt. Im selben Augenblick öffnen sich die Schleusen des Himmels. Es regnet, was es kann. Der erste Regen seit dem 1. Mai. Die Brause erfrischt uns. Wie die Kinder strecken wir die lechzenden, vertrockneten Zungen heraus. In

den aufgesperrten Mund lassen wir den Regen hineinlaufen. Da wir ja kaum noch etwas am Leibe haben, macht es uns garnichts aus, daß der Körper naß wird. Im Gegenteil, wir freuen uns, daß der Regen den Dreck von uns abspült.

Nur ein paar Minuten gießt es in Strömen. So plötzlich, wie er gekommen, so plötzlich hört der Regen auf. Und jetzt kommt die Kehrseite der Medaille. Der feine, weiche Staub hat sich in eisharte Sandkörner verwandelt, die wie spitze Nadeln in meine offenen Füße dringen. Wie froh wäre ich, wenn ich noch die Pantoffel hätte. Ich komme kaum noch von der Stelle. Ein Kälteschauer nach dem andern rieselt über meinen Rücken. Ich zittere an allen Gliedern, die Zähne klappern laut. Die Dämmerung senkt sich herab und von Baalbek sehen wir immer noch nichts. Wir können uns doch unmöglich verlaufen haben; denn es führt ja sonst keine Straße nach Baalbek wie diese. Die anfängliche Verzagtheit macht uns schließlich gleichgültig und müde. Am besten wär's, wir legten uns hin. Ich glaube, wir hätten's auch getan. Aber nicht weit von uns sitzt ein Beduine am Straßenrand, der seine Beutestücke sortiert. Er hebt den Kopf und dann die Hand. Wir machen eine halbe Drehung links und stellen uns ihm vor. Das Fieber macht mich frech. Mit einer tiefen Verbeugung rede ich ihn an:

„Hochkonjunktur, was? Was dürfen wir dir anbieten? Einen zerfetzten Waffenrock, eine Unterhose ohne Knöpfe oder einen Fuß voll Eiter?" Dabei halte ich ihm einen Fuß hin.

Der macht ein verdutztes Gesicht, verzieht sein Gesicht in lächerliche Falten, winkt ab und sortiert weiter.

Ich drehe mich halbrechts und will auf der Straße weitergehen. Vor meinen Augen flimmerts, ich torkele wie ein Betrunkener nach vorne. Im Fallen fassen mich Bartsch und Achmed unter den Armen. Willenlos lasse ich mich führen, Ich kann nur noch vor mich hinlächeln. Mit schwerer Zunge lalle ich: „Mir tanzt alles vor den Augen — — ich bin soooo — — müü — — de, ich will — — — schlaa — — fen, — — — — — nein, nicht schlafen, ich muß euch ja nach — — — — Babel — — na, wie heißt doch das Nest — — ja, nach Baalbek bringen."

Das Sprechen fällt mir unsagbar schwer. Die Augen fallen mir zu. Mit Gewalt rüttele ich mich wach.

„In Baalbek ist das Bataillon — — — Ba — — tail — — — lon, ja — — vorm Hauptmann werden wir stramm stehen — — — ja stramm, hoppla, da wär ich bald gefallen. Herr Hauptmann — — — da — — — sind wir. — — Befehl — — — ausgef — — —. Und dann werden wir essen — — — essen — — ach quatsch — — — —."

Ich starre vor mich hin und lächle still. Die beiden tragen mich mehr als sie mich führen. Behutsam legen sie mich am Straßenrand nieder, ich schließe die Augen. Eine Hand streicht mit einem Tuch über meine Stirn. Durch die halbgeöffneten Lider erkenne ich Bartsch. Achmed ist auf die Suche.

Wie aus weiter Ferne höre ich Achmeds Stimme, wie er Bartsch mitteilt, daß er drüben im Bahndamm zwei

Wasserröhren, die trocken sind, entdeckt hat. Sie heben mich auf und führen mich nach dem Damm.

Die Röhren sind weit genug, daß man bequem hineinkriechen kann. Die eine ist schon von schlafenden Türken besetzt. Die andere ist noch frei, aber voller vertrockneter Fäkalien. Geschickt balancieren wir uns an ihnen vorbei und finden in der Mitte ein sauberes Plätzchen.

Nur für kurze Zeit wollen wir uns ausruhen und dann nach Baalbek wandern. Ich habe mich dicht an Bartsch geschmiegt. Unsere Körper führen sich so gegenseitig Wärme zu. Bald sind wir fest eingeschlafen.

Ein Frösteln läßt mich unruhig schlafen, aber noch nicht zum Bewußtsein kommen. Dazu quälen mich wirre Träume. Alles, was ich in den letzten Tagen durchgemacht habe, jagt bunt durcheinander an mir vorbei. Lissek steht vor mir, aus Mund und Nase strömt ihm das Blut, Steinke, Freißmann und alle, alle ziehn an mir vorbei. Jetzt sitze ich am Fuße eines Berges, Menschenleiber rollen herunter und oben sind hunderte von Teufelsfratzen, die ein häßliches Lachen ausstoßen. Jetzt verfolgt mich eine Horde von Beduinen, ich laufe, was ich kann, komme aber nicht von der Stelle. Gleich sind sie bei mir, jetzt holt einer mit der Keule zum Schlage aus, ich will davonlaufen, strauchle, falle und werde wach. Im Fallen habe ich die Hand ausgestreckt, um mich festzuhalten. Meine Hand hält wirklich etwas Weiches, Warmes. Wo bin ich? Das ist ja ein Gesicht, das ich in der Hand habe. Das Gesicht bewegt sich. Aus dem

Dunkel dringt eine menschliche Stimme an mein Ohr. Es ist Bartschs Stimme.

„Herr Leutnant, Sie müssen noch schlafen." Dabei drückt er sanft meinen Kopf nieder auf etwas Warmes. Es sind Bartschs Beine.

Ich zittere am ganzen Körper, meine Beine schnellen auf und ab, mit den Füßen trommele ich auf den Boden und kann's nicht verhindern. Auch durch Bartschs Körper geht ein Zittern, ich merks.

„Haben Sie auch kalt?"

„Jawohl Herr Leutnant."

„Jetzt aber schnell hoch und raus. Wir müssen in Baalbek sein, ehe der Engländer kommt."

Als ich mich erheben will, geht's nicht, meine Glieder sind steif, wie abgestorben.

„Bartsch, hilf mir mal, ich komm allein nicht mehr hoch!"

Mit rauher, heiserer Stimme, der man anmerkt, daß ihr das Sprechen schwer fällt, bittet Bartsch um etwas, was wie eine Entschuldigung klingen soll. Er ist selbst steif in den Gliedern. Dann hustet er — was sich in dem engen Hohlraum wie ein Bellen anhört — und räuspert sich.

„Bartsch, wenn wir noch länger hier drin bleiben, sind wir morgen früh erfroren. Also los!"

„Achmed!"

Der gibt keine Antwort. Bartsch rutscht auf allen Vieren in der Röhre herum, kann Achmed nicht finden. Ich taste an den Wänden entlang, finde auch nichts.

„Der wird wohl schon draußen sein. Los denn, raus!"

Auf Händen und Füßen kriechen wir ins Freie. Als wir glücklich auf den Beinen stehen, haben wir zunächst kein Gefühl in den Gliedern. Langsam sucht sich das Blut wieder seine Bahn. Man glaubt, auf einem dicken Ball zu stehen, der sich immer mehr mit Luft anfüllt. Jetzt ein Prickeln in allen Gliedern, das langsam in ein Stechen übergeht, daß man glaubt, das Blut bestände aus lauter Stecknadeln. — — — Nun ist's vorüber, das Blut fließt wieder seine gewohnte Bahn.

Achmed ist unauffindbar. Wir rufen seinen Namen, aber unsere Stimmen sind so rauh, daß es nur ein Gekrächze wird. „Der wird wohl auf und davon sein", meint Bartsch.

Ich kann Achmed nicht so ganz unrecht geben, daß er sich so sang- und klanglos entfernt hat. Und doch hats mir in einem stillen Winkel meines Herzens einen kleinen Riß gegeben.

„Na ja Bartsch, uns gehts wie den zwölf kleinen Negerlein, die in die Welt zogen. Wir sind jetzt nur noch zwei. Wer von uns wird der nächste sein, der abhaut? Schade um Achmed, war sonst ein guter Kerl."

„Ein sauberer Patron", krächzt Bartsch.

„Na Schwamm drüber. Legen wir ihn ad acta zu all dem anderen, was uns an dieses Land erinnert. Für uns ist es das Wichtigste, daß wir endlich nach Baalbek und zum Bataillon kommen. Vorwärts!"

Die mehrstündige Ruhe hat meinen Füßen wohl getan.

Wie ich aber den ersten Schritt mache, muß ich aufschreien vor Schmerz. Die Wunden sind neu aufgerissen. Die Beine sind zentnerschwer, kaum kann ich sie hochheben. Bartsch geht es nicht besser. Bis wir zur Straße kommen, sind sie wieder einigermaßen gelenkig. Nur mit äußerster Willenskraft halten wir uns noch hoch. Wir sind fertig. Zu Ende unsere Kräfte, und mit den Kräften schwindet unsere Hoffnung, jemals wieder zu deutschen Truppen zu kommen. Bartsch, der bis jetzt zäh durchgehalten hat, möchte sich hinwerfen und liegen bleiben.

Furchtbare Schmerzen, wenn sich der Magen zusammenzieht; dann das Brennen in den Eingeweiden. Wie ein Wurm krümmen und winden wir uns. Was kümmert's uns, daß am Himmel die Sterne so hell funkeln; sie lachen uns aus. Das Gewehrfeuer um uns herum? Das stört uns erst recht nicht. Vielleicht verirrt sich eine erlösende Kugel in unseren Magen, dann hat er wenigstens was zu verdauen und wir Ruhe für immer.

Kalt läuft es uns über den Rücken, immer kälter, bis wir frieren. Unsere Zähne klappern laut.

„Bartsch, geh auf die andere Straßenseite, dann braucht wenigstens keiner das lächerliche Klappern des anderen mitanzuhören!"

Es geht mit dem besten Willen nicht mehr, jeder Schritt verursacht neue unbändige Schmerzen. Ich versuche mit der äußeren Fußkante aufzutreten.

Wie sehr ich meine Augen anstrenge, um in der Dunkel-

heit die mächtigen Säulen der Tempelruine zu erspähen, sie kommen nicht. Würden sie endlich einmal auftauchen, man könnte wenigstens neue Hoffnung fassen. Aber was wird bis dahin noch alles über uns hereinbrechen? Stoßen wir noch einmal auf Beduinen, dann sind wir verloren; denn um Baalbek herum machen sie kein Federlesens mit einem, besonders wenn man nichts mehr hat.

Ich schließe mit dem Leben ab und lasse meinen Gedanken über die Vergänglichkeit alles Irdischen freien Lauf. Ich bin überhaupt nicht mehr Herr über meine Gedanken, das Fieber beherrscht sie. Meine Lippen bewegen sich fortwährend, ich rede mit mir selbst. So rufe ich plötzlich in die Nacht hinein: „O vanitas vanitatum (O Eitelkeit der Eitelkeiten)."

Bartsch kommt von der anderen Seite herübergehumpelt, er glaubt, ich habe ihm gerufen.

„Dich habe ich nicht gerufen, aber ich habe etwas Lateinisches gerufen. Auf deutsch heißt's: O Eitelkeit der Eitelkeiten." Meinen gesunden Arm schiebe ich in den seinen, um mich zu stützen. So wanken wir zwei wie Betrunkene unseres Weges.

„Hör mal Bartsch, wir Menschen sind doch armselige Luders. Da bilden sich so viele ein, feine Kerle zu sein, weil sie Geld genug haben und sich gut kleiden können. Über solche, die weniger gut oder gar arm gekleidet sind, schauen sie stolz hinweg und rümpfen die Nase. Stolz bin ich eigentlich nie gewesen. Dennoch habe ich mir ein wenig eingebildet, weil ich Akademiker war und Medizin studierte. Dann wurde ich

Offizier. Und was bin ich jetzt? Ein Haufen Dreck, bin nicht mehr als du. Da laufe ich in Hemd und Unterhose ohne Knöpfe herum, während du nur ein Hemd anhast. Gar kein Unterschied ist zwischen uns beiden. Das sag ich dir, laß dir später von keinem imponieren, der fein gekleidet daherkommt und dich schief anguckt. Stelle dir den Kerl einfach im Hemd vor, so wie wir jetzt sind, dann ist seine ganze Herrlichkeit flöten und du wirst ihn auslachen."

Was ich noch weiter vor mich hinmurmele, kann Bartsch nicht mehr verstehen, ebensowenig wie er alles verstanden hat, was ich vorher sagte. Er hat nur verstanden, daß ich mich für einen Haufen Dreck halte, und das will ihm absolut nicht einleuchten.

„Das glaube ich nicht, daß Herr Leutnant ein Haufen Dreck ist. Wenn Sie nicht gewesen wären, hätte man uns schon gleich bei Damaskus umgebracht. Wir haben ja immer nur das gemacht, was Herr Leutnant befohlen hat, und das war gut so. Herr Leutnant kann nichts dafür, daß die anderen tot sind, es hat mal so sein sollen. Was würde ich denn jetzt ohne den Herrn Leutnant machen? Ich laufe ja nur noch, weil Sie auch laufen, werde auch weiter mit Ihnen laufen. Nein, nein, Herr Leutnant, ein Offizier muß sein."

Ohne es zu wollen, hat Bartsch die Wunde in meinem Innern aufgerissen. Da sind sie wieder die Toten und lassen mich nicht los. Ich sehe sie den Hügel herunterfallen. Unbändige Wut packt mich. Wenn wir alle Gewehre gehabt hätten und Munition, wäre es nicht passiert.

Arm in Arm torkeln wir weiter und sacken bei jedem Schritt in die Knie. Uns beiden flimmert's vor den Augen, in den Ohren ein mächtiges Sausen. Bartsch entgleitet meinem Arm, wankt nach vorne und fällt hin. Ich falle daneben.

— — — — — — — — — — — — — — —

Mir ists, als brumme ein Motor. Ich hebe den Oberkörper hoch und sehe in der Ferne zwei große Lichter, die näher kommen. Lichter? Motorgeräusch? Das kann nur ein Auto sein. Ich reibe mir die Augen, ob ich auch recht sehe.

Sicher täuscht mich das Fieber.

„Bartsch! — Bartsch, sieh mal da vorne, was ist das?"

Er hebt den Oberkörper, sieht die Lichter und hört den Motor brummen. „Herr Leutnant, ein Auto." Vor Freude will er aufspringen. Ich halte ihn zurück.

„Komm! Zur Vorsicht verstecken wir uns im Straßengraben für den Fall, daß es Engländer sind. Sind's Deutsche, können wir uns immer noch zu erkennen geben."

Langsam kommt das Auto näher. Mit fiebernden Augen schauen wir in die Scheinwerfer, die uns blenden. Der Lichtkegel hat uns erfaßt. Eine bekannte Stimme ruft aus dem Dunkel: „Da, da Effendi!" Das ist ja Achmeds Stimme. Also sind's Deutsche.

Das Auto hält. Ich stehe mitten auf der Straße vor dem Auto. Fort sind die Schmerzen, die Müdigkeit und das Fieber. Nur noch ein Jubeln ist in mir. Hinter dem Scheinwerferlicht ruft eine Stimme: „Halt! seid ihr Deutsche?"

„Gott sei Dank, ja wir sind Deutsche."

„Wir suchen einen deutschen Offizier und einen Mann, die verwundet und ausgeplündert sind. Seid ihr es?"

„Ja, wir sind's."

Vom Wagen springt jemand, kommt auf mich zu und legt die Hand an die Mütze: „Oberarzt Dr. Penzoldt."

„Treitz. Eine sehr originelle Vorstellerei, Herr Doktor, nicht wahr? Ich in Unterhose und Hemd." Ich lache übers ganze Gesicht.

„Wo ist denn Ihr Begleiter?"

Jetzt erst merke ich, daß Bartsch nicht mitgekommen ist, drehe mich um und rufe: „Bartsch!"

Der liegt im Straßengraben mit dem Gesicht auf der Erde und heult Freudentränen. Achmed hebt ihn vom Boden auf und führt ihn heran.

„Achmed, laß dich umarmen. Du gute, du treue Seele. Vergeben sei dir, daß du uns verlassen hattest."

Mit ausgebreiteten Armen will Bartsch uns umarmen.

Umschlungen stehen wir drei da. Die Last der beiden erdrückt mich kleinen Mann fast. Ich klopfe Bartsch auf den Rücken: „Schon gut, mein Lieber, freuen wir uns, daß wir gerettet sind." Schnell bücke ich mich und ziehe meine Unterhose hoch, die mir auf die Füße gerutscht ist.

Dr. Penzoldt gibt uns einen Schluck heißen Kaffee und schiebt uns nach dem Auto: „Schnell einsteigen, müssen uns beeilen; denn 5000 Beduinen haben Baalbek umzingelt und wollen morgen früh angreifen. Der letzte Zug soll euch noch nach Aleppo mitnehmen."

Auf dem Führersitz nehme ich neben Dr. Penzoldt Platz, Bartsch und Achmed werden von kräftigen Armen ins Auto hineingezogen. Es ist ein Lastauto, mit drei M.G. bewaffnet, um einen eventuellen Angriff der Beduinen abzuwehren.

Die Freude über die Rettung macht mich redselig, das Herz ist mir auf die Zunge gerutscht.

„Sagen Sie mal, Herr Doktor, wie ist das alles gekommen?"

„Sehr einfach. Gegen Abend kommt dieser Türke aufgeregt zu uns hereingestürmt. Aus seinem Redeschwall konnte ich nur soviel entnehmen, daß ein deutscher Offizier und ein Mann draußen liegen, verwundet und ausgeplündert. Der Kerl hätte mich umgebracht, wenn ich nicht mitgegangen wäre. Es ist ja rührend, wie der Kerl an Ihnen hängt. Stimmt's, daß Sie ihm heute morgen das Leben gerettet haben?"

„Es war meine Christenpflicht."

„Dann gibt es doch noch Dankbarkeit auf der Welt. Und nun erzählen Sie mal, was Sie alles durchgemacht haben!"

Im Lazarett, das schon ganz geräumt ist, sind wir der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Ein jeder stellt Fragen an mich. Dr. Penzoldt greift ein:

„Zunächst laßt die armen Leute mal tüchtig essen und trinken! Erzählen können sie nachher noch."

Jeder von uns erhält eine große Büchse Konservenfleisch und Kaffee. Wir machen tabula rasa. Mit kauenden Lippen erzähle ich den Herren, die aus dem Staunen nicht herauskommen. Am Schluß meint einer, man müßte eigentlich veranlassen, daß am nächsten Tag ein Flugzeug den Ort, bei dem meine Leute gefallen seien, mit Bomben belege.

„Ach nein", sage ich, „die Dorfbewohner waren ja nicht die Übeltäter, sondern Beduinen, die uns gefolgt waren."

Da der Zug mit den letzten Deutschen — dem Bataillon 701 des Asienkorps — erst in drei Stunden abfährt, können wir auf den Holzpritschen noch etwas schlafen. Dr. Penzoldt will uns wecken.

Ehe ich mich hinlege, halte ich in dem leeren Raum Umschau, ob nicht irgendwo eine vergessene Montur liege. An der Wand hängt eine Khakihose, die voller Ölflecken ist. Das würde mich nicht stören, aber daß der Hosenboden fehlt, bestimmt mich, sie nicht anzuziehen. Auf der Pritsche liegen einige Sandsäcke, die als Kopfkissen gedient haben. Zwei davon nehme ich an mich, sie sollen mir als Strümpfe dienen. Achmed bindet sie mir mit einem Seile kunstgerecht fest.

Als ich im Schlafe mal aufwache, sitzt Achmed am Fußende meines Bettes. Ich kann ihn nicht bewegen, sich ebenfalls auf eine Pritsche zu legen. In Hockstellung, die Arme übereinandergekreuzt, will er zu meinen Füßen mich bewachen.

Dr. Penzoldt hat uns einen guten Platz im Wagen besorgt. Ich danke ihm recht herzlich für die Rettung und die aufmerksame Pflege. Ein letzter Händedruck, der Zug setzt sich in Bewegung.

*

Vier Tage und Nächte fahren wir über Homs, Hama nach Aleppo. Die Dächer und Trittbretter der Wagen sind dicht besetzt mit türkischen Soldaten, die so auf dem schnellsten Wege in die Heimat gelangen wollen. Bis Homs ist die Fahrt ziemlich abwechslungsreich. Auf der Karawanenstraße marschieren Kolonnen hinter Kolonnen. In Homs begrüßt mich ein Offizier meines Bataillons, der mir erzählt, das Bataillon liege in der Nähe. In Aleppo wollen wir uns wiedersehen.

Auf dem Bahnhof in Aleppo werde ich mit Bartsch der Krankensammelstelle im Bahnhofsgebäude überwiesen. Der Raum ist angefüllt mit Verwundeten und Kranken, die alle auf den Abtransport nach dem Lazarett warten. Außer mir ist noch ein deutsch-türkischer Oberleutnant da, der hohes Fieber hat.

Ein Lastauto bringt uns nach dem Kriegslazarett. Hier herrscht peinlichste Sauberkeit. Wie gut muß es sich in einem Bette ruhen lassen.

Der diensttuende Unteroffizier schreibt die Namen der Angekommenen in seine Liste ein. Mein schöner Traum, bald in einem weichen Bette zu liegen, ist aus. Ich bin an der verkehrten Stelle. Hier werden nur Unteroffiziere und Mannschaften aufgenommen. Im übrigen läßt mich der Herr Unteroffizier stehen und nimmt keine Notiz mehr von mir.

Die Kranken und Verwundeten werden auf die einzelnen Säle verteilt. Bartsch verabschiedet sich von mir. Lange und fest drücken wir uns die Hände zum Abschied mit dem gegen-

seitigen Wunsche baldiger Genesung und frohen Wiedersehens beim Bataillon. Keiner von uns beiden hat in diesem Augenblick gewußt, daß es der letzte Händedruck war. Bartsch ist nicht zum Bataillon zurückgekehrt. Bis heute weiß ich noch nicht, ob und wo er lebt.

Einsam und verlassen stehe ich im Vorraum, der Unteroffizier beachtet mich überhaupt nicht. Die Geduld geht mir aus.

„Hören Sie mal, wollen Sie denn gar nicht etwas unternehmen, damit ich endlich ein Unterkommen finde?"

„Herr Leutnant müssen nach der Offizierskrankenabteilung gehen."

„So? Gehen soll ich? Wie denken Sie sich denn das? Erstens bin ich doch unbekannt hier. Sodann werden Sie doch nicht von mir verlangen, daß ich in diesem Aufzug — in Hama konnte ich mir eine Tuchhose ergattern, die mir aber viel zu lang war — durch die Stadt gehe."

„Ich darf meinen Dienst nicht verlassen."

„Brauchen Sie auch nicht. Aber vielleicht haben Sie die Güte und besorgen mir ein Auto, das mich zur Krankenabteilung bringt? Dazu glaube ich als Verwundeter noch ein Anrecht zu haben."

Er telefoniert an die Oberste Heeresleitung. Man gibt ihm zur Antwort, es müsse an Benzin gespart werden. Man könne mir kein Auto zur Verfügung stellen. Der Unteroffizier erklärt mir, wie ich gehen müsse, um zur Krankenstelle zu kommen.

O Bartsch, wie recht hatte ich, als ich sagte, ich sei nur ein Haufen Dreck. Wem soll ich grollen? Dem Unteroffizier,

der auf seinem Posten bleiben muß, aber doch sicher im Hause jemanden gefunden hätte — was er in Abrede stellte —, wenn er nur gewollt hätte? Der Heeresleitung? Sicher hat eine untergeordnete Person, vielleicht ein einfacher Telefonist, aus Bequemlichkeit die absagende Antwort erteilt. Das Donnerwetter hätte ich hören mögen, das über den Ärmsten hereingebrochen wäre, wenn Liman von Sanders es erfahren hätte. Denn mit Argusaugen wachte er darüber, daß die Verwundeten gut behandelt wurden.

Mir bleibt nichts anderes übrig, als mich mit der Tatsache abzufinden, mir die Krankenstelle selbst zu suchen.

Zum Umfallen müde und stöhnend vor Schmerzen — meine Füße brennen mich auf den kalten Steinfliesen — humpele ich dem Ausgange zu. Die Treppe komme ich nicht mehr hinunter. Ich breche zusammen. Ein Musketier, der gerade vorbeigeht, sieht mich fallen und kommt herbeigesprungen. Er hebt mich auf, schaut mich groß an und sagt:

„Sind Herr Leutnant nicht der Bruder des Pastors von St. Matthias in Trier?"

Große Verwunderung meinerseits.

„Ja, das bin ich. Und Sie?"

„Ich bin aus Trier-Kürenz."

So mußte das Schicksal zwei Landsleute nach Palästina verschlagen, damit einer dem anderen Samariterdienst leistet.

Auf den Soldaten gestützt, schleppe ich mich durch die Straßen Aleppos. Hätten mir die Beduinen nicht mein Geld abgenommen, so hätte ich mir ein Auto mieten können.

Vor den Cafés sitzen die Araber und betrachten sich das menschliche Wrack, das an ihnen vorbeihumpelt, das Sandsäcke um die Füße gewickelt hat, eine viel zu lange Hose und einen zerfetzten und mit Blut befleckten Waffenrock um die Schultern trägt. So viel Schweres habe ich in den letzten Tagen ertragen, da will ich auch noch das Letzte ertragen. Nach einer Stunde liefert mich der Soldat in der Krankenabteilung ab. Alle Betten sind belegt. Im Hausflur hat man Matratzen hingelegt. Eine ist noch frei, auf die lege ich mich. Neben mir liegt der deutsch-türkische Oberleutnant von der Sammelstelle. Er hat, wie er behauptet, Typhus und hohes Fieber. Am nächsten Morgen liegt er tot neben mir.

In meiner Nähe liegt ein Assistenzarzt, der in mir sogleich einen ehemaligen Kommilitonen aus der Bonner Studentenzeit erkennt. Er zieht mit einer Pinzette die einzelnen Sandkörner aus meinen Fußsohlen, eine sehr schmerzliche Prozedur, die aber schnell ausgeführt werden mußte, da die Füße völlig vereitert sind. Noch ein Tag, und die Füße hätten amputiert werden müssen.

Am nächsten Tag steht plötzlich Achmed vor mir. In allen Lazaretten hat er gesucht, bis er mich fand. Unter Tränen erzählt er mir, draußen stände eine türkische Patrouille, die ihn mitnehmen wolle, er solle wieder Soldat werden. Seit drei Jahren habe er seine Familie nicht mehr gesehen, habe auch nichts von ihr gehört, er wolle unbedingt heim, ich solle ihm doch helfen.

„Bring mal den Führer her zu mir!"

Dem erkläre ich, Achmed sei mein Bursche und wäre während des ganzen Sommers in deutschen Diensten gewesen. Er solle mir meinen Burschen lassen. Achmed darf bei mir bleiben. Dem leitenden Arzt lasse ich keine Ruhe, bis er mir verspricht, Achmed in der Küche verwenden zu wollen. Nach einigen Tagen mußte Aleppo von den Deutschen geräumt werden, weil der Engländer anrückte. Achmed zog mit dem Lazarettpersonal und verließ in Eskischehir den Zug. Zu Fuß wanderte er ins anatolische Gebirge. Hoffentlich hat er die Heimat und seine Familie erreicht.

Nach drei Tagen erscheint mein Bursche freudestrahlend auf der Bildfläche. Er muß sofort beim Bataillon Kleider für mich fassen. An seiner Seite humpele ich zum Bataillon. Mein Hauptmann traut seinen Augen kaum, als er mich, den Totgeglaubten, vor sich sieht. Er selbst liegt, von Fieberschauern geschüttelt, im Bett. Ich melde mich gehorsamst zur Stelle und muß ihm und den Kameraden, die um mich stehen, erzählen.

Noch am selben Abend wird das Bataillon verladen und kommt in die Nähe von Tarsus, dem Geburtsort des heiligen Paulus. Hier sind wir Küstenbesatzung. Ein heimtückischer Feind rafft hier noch viele brave Soldaten weg, die Cholera.

Inzwischen hat die Türkei Waffenstillstand mit den Feinden geschlossen und für den deutschen Bundesgenossen freie Heimfahrt erwirkt.

Wie wir mit der Bahn in Konstantinopel ankommen,

erwarten uns hier die Engländer und Franzosen. Auf der Insel Prinkipo im Golf von Ismid werden wir interniert.

Ende Januar 1919 fahren wir mit einem deutschen Handelsdampfer von Konstantinopel fort durchs Mittelländische Meer. In Malta hält uns der Engländer 3 Wochen fest. Dann gehts über Gibraltar nach Wilhelmshaven, wo wir nach zwei Monaten wohlbehalten einlaufen. Zu unserm Empfang ist die ganze Bevölkerung erschienen. Eine Matrosenkapelle spielt, während wir in die Schleuse einlaufen.

Am nächsten Tag bin ich bereits auf der Heimfahrt. In Düsseldorf melde ich mich bei dem Regiment 173, das sich der Regierung im Kampfe gegen die Spartakisten zur Verfügung gestellt hat. In den nächsten zwei Monaten werden wir von einem Ort des Ruhrgebiets nach dem andern geworfen.

Am 1. Mai nehme ich meinen Abschied und schmuggle mich in Nacht und Nebel im Westerwald durch die amerikanische Besatzungszone.

*

Erschossen in Braunau

Von Hermann Thimmermann

Das tragische Schicksal des ritterlichen Verlagsbuchhändlers Johann Philipp Palm aus Nürnberg, der wegen der von ihm verlegten Schrift „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung" vor ein französisches Kriegsgericht gestellt und im Auftrag Napoleons in Braunau, der Geburtsstadt Adolf Hitlers, erschossen wird. Die Preisgabe des Verfassers jener Schrift hätte sein Leben retten können; er fällt lieber aufrecht, tapfer und ehrenhaft und nimmt sein Geheimnis ins Grab. Die Schüsse der französischen Soldaten sind längst in der Ewigkeit verhallt und in den Bäumen um Braunau rauscht mächtig ein anderes Lied: ein Lied von braunen Bataillonen. — Dieser Tatsachenbericht erschüttert durch seine blutwarme Lebendigkeit wie durch die Einfachheit und Schlichtheit seiner Sprache. Mit Bildern. Geheftet RM. 1.40, Leinen RM. 1.90.

Der Sturm auf Langemarck

Von Hermann Thimmermann

In den Spätherbsttagen des 19., 20. und 21. Oktober 1914 versuchten die Divisionen der neugebildeten vierten deutschen Armee zwischen Ypern und der Nordsee durch die englisch-französische Front zu stoßen. Die Divisionen bestanden zum größten Teil aus Kriegsfreiwilligen. Das 26. Reserve-Korps war auf das Städtchen Langemarck angesetzt und geriet hier vor die mächtige englische Kernstellung. Der Angriff mißlang, er zerfetzte aber die großen Offensivabsichten der Engländer. Unsterblich in der Kriegsgeschichte bleibt die Tapferkeit, die Todesverachtung und die flammende Hingabe der Freiwilligen. Hier ist die Schilderung von einem, der dabei war. „Eins der stärksten Kriegsbücher" — nennt es der Berliner Lokalanzeiger. Und die Süddeutschen Monatshefte schreiben: „Ja, so war es wirklich! Das Buch ist gut, es ist mehr als gut, es ist erschütternd!" Gebunden RM. 1.90.

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN